

Ring und Kranz.



18/12.96 4.-

H. g. num. Kutschmann
131 xm

*

Ring und Kranz.

Eine Festgabe

für

Deutschlands Frauen und Jungfrauen.

Von

Th. und M. Kutschmann.

Berlin.

Verlag von Ernst Wasmuth.

1896.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Altenburg, S.-A.

Wie so vieles in der Welt verdankt auch dieses Büchlein sein Dasein einem Zufall, ein verlorener Trauring gab die erste Anregung dazu. Der Verlust brachte mich darauf, erst dem am Ringe haftenden Aberglauben, dann seiner Geschichte und den damit verknüpften Sagen und Poesien nachzuforschen.

Trotz des geringen Umfangs war die Arbeit beträchtlich, denn das Material war schwer zusammen zu bringen und wäre wohl in dem Umfange kaum zu beschaffen gewesen, hätte ich nicht die werkthätige Hülfe des verdienstvollen Forschers, weiland Professor D. Paulus Cassel gefunden, der mir den über diesen Gegenstand gesammelten Stoff bereitwilligst zur Verfügung stellte, was ich hiermit dankend anerkenne.

Wenn auch in erster Linie nicht für wissenschaftliche Zwecke bestimmt, so wird doch auch der Kulturhistoriker wie der Freund der Wissenschaft in den vorliegenden Blättern manches finden, was ihn interessirt und zu neuen Forschungen anregt.

Vor allen aber ist das Buch der Liebe und den Liebenden gewidmet, und wenn es da hilft, frohe Stunden

zu beleben und zu verschönern und mit dazu beiträgt, ideale Lebensanschauungen in deutschen Landen aufrecht zu erhalten und zu festigen, so hat die Arbeit reichlichen Lohn getragen, und ihr Zweck ist erfüllt.

Charlottenburg, im Herbst 1896.

Th. Kutschmann.

Inhaltsverzeichniß.

Der Ring.

Symbolik und Geschichte.

Inmitten eines hohlen Berges, so erzählt die Sage, liegt ein dunkler See, und auf dem See schwimmt ein Schwan, der einen Ring im Schnabel trägt. Läßt er ihn fallen, so geht die Welt unter. Aber er hält ihn treulich fest, denn der Schwan ist das Bild der himmlischen Botschaft von der Liebe, und der Ring bedeutet den Bund, den sie mit der Welt geschlossen hat. Die Botschaft ist untrüglich, der Ring kann nicht fallen, denn die Liebe ist ohne Ende.

Durch die Geschichte des Menschengeschlechts geht von Urzeiten her ein tiefes Sehnen nach einer Verbindung mit dem Ueberirdischen, Unsichtbaren, und der Wunsch nach sichtbaren Zeichen des Zusammenhanges mit jenen unerforschlichen Mächten, die über unserm Erdendasein walten, schuf die Symbole; eine Brücke, die von dem Staube zu den Sternen führt. — Und, was kindlicher Sinn in schlichter Einfalt gefunden, noch heute schmückt es unser Leben, noch heute bezeichnen symbolische Handlungen als Marksteine höherer Weihe unsern Lebensweg, von der Wiege bis zum Grabe.

In den Symbolen verschließen wir unsere Ideen, in ihnen erblicken wir die Verkörperung unserer Hoffnungen, unserer Wünsche und Gelöbnisse. Die Fülle der Empfindungen, alles, was dem Menschen groß und unaussprechlich war, umkleidete er naiv und poetisch mit den redenden und mahnenden Symbolen, und je höher das Seelenleben eines Volkes steht, um so tiefsinniger und reicher gestalten sich seine Symbole, zu deren bedeutungsvollsten von Alters her der Ring gehört. — Für uns Menschen von heute das sichtbare Zeichen von Liebe und Ehe.

Aus heiliger Dreizahl setzt sich das Symbol der Ehe zusammen, aus Kranz, Schleier und Ring.

Der grünende Kranz, aus Myrthenreisern geflochten, ist das Symbol holder Jungfräulichkeit, der Schleier das Zeichen der Weihe; unter ihm vollzieht sich die geheimnißvolle Wandlung, die die Blüthe zur Frucht, die Jungfrau zum Weibe werden läßt, der Ring aber bezeichnet den rechtlichen und sittlichen Besitz.

Der Kranz verdorrt, der Schleier zerfällt; die vergänglichen Stoffe, aus denen beide gebildet, predigen die Vergänglichkeit des Irdischen. Der Ring aber, aus unvergänglichem Golde geschmiedet, ist unwandelbar wie echte und wahre Liebe, die den Bund für Zeit und Ewigkeit geschlossen. Der Ring schmückt die Hand, aber er mahnt auch täglich und stündlich die Hand, die ihn trägt, gelobte Treue zu wahren. Von jeher galt der Ehering als etwas Heiliges, Unveräußerliches, dem sogar wunderbare Heilkräfte zugeschrieben wurden, wohl weil die Liebe alles überwindet, weil auf ihr das Glück und der Frieden des Hauses beruht. —

Der Ring ist ein Kreis, er hat wie dieser weder Anfang noch Ende, er ist das Bild der Ewigkeit, die Schlange, die sich in den Schwanz beißt, ist sein Urbild, ebenso die kreisende Sonne, die das Jahr bildet, daher der römische Name annulus für den Ring.

Das Jahr umschließt in dauernder Wiederkehr die Zeit, es bindet Tage, Wochen und Monate, keine Minute kann ausfallen. Die Ungeduld vermag nichts über die kreisende Zeit, daher ist auch der Ring das Symbol der Bändigung. Zur Erinnerung an seine Bändigung, so erzählt die griechische

Mythe, wird Prometheus gezwungen, einen eisernen Ring am Finger zu tragen, in den ein Stückchen des Felsens eingesetzt ist, an welchen er geschmiedet war, um nie seine Unterwerfung und seine Strafe zu vergessen.

Die Urheimat der Symbolik des Ringes ist zweifellos Aegypten, wo in der Wiederkehr alle sichtbaren Erscheinungen und alle übersinnlichen Anschauungen wurzeln; ihr Sinnbild war der Ring, ein Schmuckstück, das von allen Klassen der Bevölkerung mit gleicher Vorliebe getragen wurde.

Das Material der altägyptischen Ringe, die noch in großer Zahl vorhanden sind, ist: Gold, Silber und fast alle unedeln Metalle, die damals bekannt waren. Besonders beim Volke beliebt waren farbig glasierte Thonringe, die theils als Siegelringe auftreten (Fig. 1), noch häufiger aber das Bild eines Auges in Reliefarbeit tragen, das sogenannte „mystische Auge", dem die Kraft zugeschrieben wurde, gegen den bösen Blick zu schützen (Fig. 2).

Sehr beliebt waren in Aegypten Siegelringe mit drehbarem Petschaft, das auf der nach innen getragenen Seite eine Hieroglyphen-Inschrift, auf der äußeren den heiligen Käfer, den Scarabäus, trägt, der ebenfalls ein Bild der Wiederkehr bedeutete. Der Bügel besteht meist aus Gold, wie bei Fig. 3, dessen Original sich im Berliner Museum befindet, wie auch diejenigen von Fig. 1, 2, 4. Die drehbaren Petschafte dieser Siegelringe waren meist aus Edelsteinen oder Halbedelsteinen geschnitten. Sehr beliebt war Amethyst, selten und kostbar: Lapislazuli.

Der fast modern aussehende Ring Fig. 4 gehörte einer äthiopischen Königin, die etwa um die Zeit Christi lebte; er

besteht aus massivem Golde, der gestreifte Edelstein trägt ein symbolisches Zeichen.

Ob der Ring den Aegyptern schon ein Symbol der Ehe bedeutete, läßt sich nicht nachweisen, doch daß er ihnen ein Zeichen der Liebe war, beweist ein Ringstein aus wundervollem, dunklem Amethyst geschnitten (Fig. 5), der sich gleichfalls im Berliner Museum befindet. Die Hieroglyphen-Inschrift lautet:

Die Hausherrin
Nefrkehat
die süß geliebte.

Ein Jahrtausende altes Zeugniß zärtlicher Gattenliebe und zugleich ein Zeugniß für die Stellung der Frau bei den Aegyptern.

Von der hohen Entwicklung der Goldschmiedekunst in Aegypten geben die beiden goldenen Ringe Fig. 6 und 7 Kunde, die aber wahrscheinlich erst dem 2.—3. Jahrhundert n. Chr. angehören.

Bei den Griechen war der Ring seit Urzeiten ein beliebtes Schmuckstück, ob er jedoch in irgend welchen Beziehungen zur Ehe stand, ist gleichfalls unbekannt; daß er aber auch diesem Volke ein Symbol von hoher Bedeutung war, davon zeugen die Sagen, in denen der Ring eine Rolle spielt. So „Gyges und sein Ring" im II. Abschn. dieses Buches.

Die einfachsten der in Griechenland, zumeist in Gräbern gefundenen Ringe zeigen Formen wie Fig. 8—11. Doch läßt sich nicht mit absoluter Gewißheit feststellen, daß wir in diesen Formen Fingerringe zu erblicken haben. Die Meinungen über diesen Punkt sind getheilt. Einige wollen in diesen elastischen, nicht zusammengelötheten Ringen einen Haarschmuck erkennen und stützen ihre Ansicht besonders auf den Umstand, daß in den Gräbern sehr häufig eine größere Anzahl davon beisammen gefunden wurde, als für Fingerringe Sinn hätte. Auch ist das Material kein Edelmetall, sondern Bronze, so daß von einer etwaigen Anhäufung von Schätzen in dieser Gestalt keine Rede sein kann. Die Fundorte dieser Ringe liegen über ganz Griechenland zerstreut, als Zeit ihrer Entstehung gilt das 9.—8. Jahrh. v. Chr.

Konnte diesen vier Formen gegenüber, was den Zweck betrifft, ein Zweifel herrschen, so ist derselbe jedoch bei den übrigen völlig ausgeschlossen.

Eins der ältesten und werthvollsten bekannten Stücke ist der massiv goldene Siegelring Fig. 12, der in Mykenae gefunden wurde und dem 15.—12. Jahrhundert v. Chr. angehört. Das auf der Platte vertieft eingeschnittene Bild stellt eine Opferscene dar, die trotz ihrer archaistischen Auffassung außerordentlich sicher und geschickt geschnitten ist.

Im Alter am nächsten steht diesem Ringe der schmucklose silberne Reif, Fig. 13, der etwa aus dem 7. Jahrhundert v. Chr. stammen dürfte. Bedeutend kunstvoller gearbeitet ist schon Fig. 14, dessen Schild das Bild eines Schwanes zeigt, während die Ecken durch Palmetten gebildet werden. Die Arbeit weist auf das 6. Jahrh. v. Chr.

In das 5.—4. Jahrh. v. Chr. gehören Fig. 15 und 16, der massiv goldene Siegelring mit dem Bilde des Herakles und der auf der Insel Ithaka gefundene, zierliche goldene Damenring in Form einer Schlange.

Fig. 17 ist ein Meisterwerk griechischer Goldschmiedekunst aus dem 4.—3. Jahrh. v. Chr., dessen außerordentlich zierliche Arbeit mit den besten Leistungen moderner Technik durchaus Schritt hält. Auf der Mitte des Ringes liegt ein Weizenkorn, das eine Schlange und eine Eidechse flankiren. Ob es sich hierbei um eine symbolische Darstellung, oder nur um eine künstlerische Laune handelt, muß dahingestellt bleiben. Derselben Zeit gehört der goldene Siegelring Fig. 18 an, dessen Reif einem Tau gleich gewunden und der ebenfalls sehr zierlich gearbeitet ist.

Eine besondere symbolische Bedeutung hat wieder der feine Frauenring altcyprischen Ursprungs, Fig. 19, dessen Schild durch eine Fußsohle, das S y m b o l d e r B e s i t z e r g r e i f u n g, gebildet wird. Daraus geht hervor, daß die Frau, die den Ring trug, dem Geber oder der Geberin dienstlich, oder vielleicht sogar ehelich verpflichtet war. Das Zeichen der Fußsohle findet sich auch häufig auf Ringen, die in den Katakomben, den altchristlichen Kultus- und Begräbnißstätten, gefunden wurden, und gilt auch hier als Symbol der Besitzergreifung oder Unterwerfung.

Zweifellos griechischen Ursprungs ist auch ein in den Grabstätten der Krim gefundener Goldring Fig. 20, den ein Türkis schmückt. Der Reif trägt außen, zu beiden Seiten des Steins eine Inschrift, die dem 2. Jahrh. n. Chr. angehört und die uns erzählt, daß ein Mann, Namens Kardios, seiner Geliebten diesen Ring schenkte.

Mehr auf etruskischen als griechischen Ursprung deuten die beiden goldenen Siegelringe Fig. 21 und 22 hin, die gleichfalls aus den Gräbern der Krim stammen. Besonders Fig. 21, dessen Petschaft auf der Rückseite einen kunstvoll gearbeiteten Scarabäus trägt, dessen Bild in Griechenland sehr selten, in Etrurien aber sehr häufig vorkommt, dessen Bewohner den Scarabäus wohl gleich den Phöniziern von Aegypten her übernommen haben. Auf ägyptischen Einfluß deuten zudem auch die drehbaren Petschafte (vgl. Fig. 3), die naturgemäß so getragen wurden, daß die glatte Fläche mit dem Siegelbilde auf dem Finger ruhte, während beim Siegeln dieselbe nach außen gedreht wurde, wie Fig. 22 zeigt.

Ob der Ring bei den Etruskern symbolische Bedeutung hatte, ob er ihnen mehr war als ein Schmuckstück, wissen wir nicht, ebenso wenig als wir die Abstammung und Verwandtschaft dieses merkwürdigen, ehemals blühenden und zahlreichen Volkes kennen, da es bis heute nicht gelungen ist, seine Sprache zu entziffern.

Die Spuren der Etrusker reichen weit zurück. Lange vor Gründung der Stadt Rom waren sie schon im Besitze einer alten eigenthümlichen Kultur, die in Erz und Stein noch heute zu uns redet. Ihr eigentliches Gebiet war das westliche Mittelitalien, von wo sie sich erobernd ausbreiteten

vom Meerbusen von Salerno bis über den Po hinaus. Die Spuren etruskischer Kultur, Bildwerke, Inschriften und Grabdenkmäler, finden sich über ganz Italien zerstreut, selbst in den räthischen Alpen ist man noch auf etruskische Alterthümer gestoßen.

Ihre Kunstformen sind hart und herbe, besonders in den älteren Zeiten ohne Grazie, wovon der Ring Fig. 23 ein Beispiel giebt, der etwa aus dem 6.—7. Jahrh. v. Chr. stammt. Das Material ist Gold, der Stein brauner Karneol, auf dem das Bild einer fliegenden Taube eingegraben ist. Der Reif selbst trägt zwei Silenenmasken in erhabener Arbeit, den Stein umgiebt außerordentlich feine Filigranarbeit. Viel höher entwickelten Formensinn bekunden schon Fig. 24 u. 25, die griechische Einflüsse zu verrathen scheinen. Beide sind von massivem Golde. Fig. 24, dem 6. Jahrh. v. Chr. angehörend, trägt ein ungemein zierlich gerändertes Petschaft, auf dem die Bilder eines Löwen und einer Sphynx eingegraben sind. Die bei weitem edelste Arbeit zeigt Fig. 25, dessen Reif durch zwei Giganten gebildet wird, die den Siegelstein (Sardonyx) tragen, auf dem Greif und Löwe vertieft eingeschnitten sind. Der Arbeit nach dürfte dieser Ring etwa ein Jahrhundert jünger sein als Fig. 24. —

Goldschmiede- und Steinschneidekunst standen in Etrurien in hoher Blüthe, unter den vertieft geschnittenen Ringsteinen (Gemmen) finden sich Meisterwerke hohen Ranges, besonders in Hinsicht auf Technik.

Ueber die Bedeutung des Ringes bei den Römern wissen wir schon bedeutend mehr, hier fließen die geschichtlichen Quellen schon reichlicher.

Ringe wurden in Rom seit den ältesten Zeiten getragen, aber wohl nur eherne oder bronzene, bei denen der Siegelstempel in das Metall selbst gravirt war. Den ersten Siegelring mit einem geschnittenen Stein soll der ältere Scipio Africanus getragen haben. Später wurde der Gebrauch von Gemmen immer häufiger, besonders nachdem durch die Kriegsbeuten große Mengen kostbarer geschnittener Steine nach Rom gekommen waren.

Plinius erzählt, daß die Standbilder der römischen Könige Numa und Servius Tullius Ringe an den Fingern getragen hätten, als Zeichen des Friedens — sie waren Friedensfürsten — und der Gottesverehrung.

Zur Zeit der Republik trugen alle freien Bürger Fingerringe als Zeichen der Gebundenheit der Gottheit gegenüber. Kein Sclave durfte Ringe tragen.

Als später der Luxus stieg, wurden aus den eisernen Ringen goldene, die aber nur von Senatoren und Rittern getragen wurden. Den Plebejern war das Tragen goldener Ringe nur nach ertheilter Erlaubniß gestattet.

Wie groß der Luxus war, geht daraus hervor, daß Hannibal nach der Schlacht bei Cannä scheffelweise goldene Ringe nach Karthago senden konnte, die den gefallenen römischen Rittern abgezogen waren.

Römer und Römerinnen trugen den Ring am Goldfinger der linken Hand, wie es scheint, um diesen Finger,

der der „medicinische" heißt, auszuzeichnen, gleichsam zu krönen, da man glaubte, durch ihn gehe ein Nerv oder eine Ader vom Herzen kommend. Die gleiche Meinung war schon bei den Aegyptern verbreitet.

Wie der Ring des Freien dessen Gebundenheit an die Götter ausdrückte, so bedeutete der, welchen die Römer der Frau spendeten, deren volle Besitznahme, Gebundenheit. Das heißt, die Frau kam zum Manne in das gleiche Verhältniß, in dem der freie Mann zu den Göttern stand. Mit der Annahme des Ringes verpfändete sich die Braut dem Manne, sie gelobte und verlobte sich ihm. Ob diese Verlobung schon fest bindend war, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, obwohl Papst Nicolaus, welcher 860 eine genaue Beschreibung der römischen Ehegebräuche giebt, berichtet, daß erst nach der Verlobung durch den Ring die Hochzeit folgte. Aber damit ist nicht gesagt, daß die Verlobung schon durchaus bindend war. Sobald der Ehecontract unterzeichnet und mit dem Siegelringe (annulus signatorius) untersiegelt war, wurden an alle Gäste Ringe vertheilt, die den Namen des neuvermählten Paares trugen. Ob der Verlobungs- resp. Ehering besondere Form oder Abzeichen hatte, ist nicht bekannt.

Die Abbildungen römischer Ringe eröffnet ein einfacher vergoldeter Bronzering aus der frühen Kaiserzeit (Fig. 26), der das Abzeichen eines Beamten war. Er ist völlig glatt und kunstlos und trägt die bekannten Zeichen des römischen Senats: S. P. Q. R., die auch die Legionen auf ihren Feldzeichen durch alle Welt trugen.

Ein Beispiel der weiter oben erwähnten ältesten römischen Siegelringe, bei denen der Siegelstempel in das Metall

selbst gravirt war, giebt Fig. 27 aus dem 2. Jahrh. v. Chr. Das Material ist massives Gold, die Arbeit völlig glatt und schmucklos, bis auf das gravirte Siegelbild, das wahrscheinlich den Kopf des Besitzers darstellt, da man es in Rom sehr liebte, mit dem eigenen Bilde zu siegeln. Ein zweites derartiges Beispiel in Bronze stellt Fig. 28 dar, das aber etwas jünger ist und der frühen Kaiserzeit angehört. Von Formenschönheit ist bei diesen Ringen so wenig die Rede, wie bei den römischen Ringen überhaupt, die sich nur selten durch schöne Formen auszeichnen. Selbst die herrlichsten Gemmen und Cameen müssen sich eine wahrhaft barbarische Fassung gefallen lassen, und da entstanden denn Ungethüme wie der bei Pedecia gefundene Ring (Fig. 29), dessen Schild eine Camee von wunderbarer Arbeit trägt; eins der schönsten bekannten Beispiele antiker Steinschneidekunst. Der Stein ist ein kostbarer Sardonyx, das Bild stellt ein Medusenhaupt dar, von dessen hoher Schönheit unsere Zeichnung Fig. 29 a einen Begriff giebt. Wer anders, als so ein reicher, protziger Römer aus der glücklichen Zeit des Augustus hätte wohl auf den Gedanken kommen können, diese große Camee zu einem Ringe fassen zu lassen, die jedem anderen Zwecke weit besser gedient hätte, als diese plumpe, massiv goldene Fassung zu schmücken.

Ein weiteres Beispiel unwürdiger Fassung kostbarer Steine aus der Zeit des Augustus giebt Fig. 30. Der Ring ist gleichfalls Gold, aber hohl, das Gold ohne jede weitere künstlerische Behandlung, und der geschnittene Sardonyx, den ein Zweigespann mit einer Nike schmückt, ist von hohem künstlerischen Werthe und allem Anschein nach, gleich der Medusa, eine griechische Arbeit.

Ein wahres Monstrum ist auch der aus später Kaiserzeit stammende, in Bergkrystall geschnittene Ring Fig. 31, und es gehörte schon ein gut Theil Eitelkeit dazu, die Unbequemlichkeit des Tragens zu dulden.

Weit besser in der Form sind schon Fig. 32 und 33, ersterer früher, letzterer späterer Kaiserzeit angehörend.

Einen der schönsten und zierlichsten römischen Ringe, die auf unsere Tage gekommen sind, stellt Fig. 34 dar. Der Ring selbst ist von feinstem Golde und auserlesener Filigranarbeit, die in geschmackvollen Ornamenten den oberen Theil des Reifes überzieht. Der Stein, ein Smaragd, zeigt das Bild der Minerva in erhabener Arbeit. Dies Meisterstück römischer Goldschmiedekunst stammt aus dem 1. Jahrh. v. Chr.

Fig. 35 ist werthvoll durch den überaus fein geschnittenen Stein, den Kopf des Kaisers Caracalla darstellend, der Ring selbst ist zwar von Gold, aber hohl und ohne künstlerischen Werth. Die Zeit seiner Entstehung bestimmt sich durch das Kaiserporträt von selbst, das aber, in erhabener Arbeit ausgeführt, nicht zum Siegeln bestimmt war.

Sonst waren, wie aus Obigem hervorgeht, die Siegelringe bei den Römern sehr beliebt. Die Kaiser siegelten meist mit dem eigenen Bilde, nur von Augustus wissen wir, daß er verschiedene Symbole benutzte. Pompejus siegelte mit einem Löwen und Julius Cäsar's Siegelring trug das Bild einer bewaffneten Venus.

Aus den Zeiten der ersten römischen Christen stammende Ringe sind in großer Zahl in den Katakomben gefunden, und sind meist aus Elfenbein oder Bronze gefertigt. Viele davon zeigen die Gestalt eines Schlüssels, dessen Griff in Ringform gearbeitet ist und zwar so, daß der Schlüssel selbst sich an den Finger anlegt. Einen solchen Ring trug gewöhnlich der Hausherr oder das Haupt der Familie, er war das Zeichen unbedingter Autorität. Auf keinen Fall darf man aber aus diesen Katakombenfunden schließen, daß diese Schlüsselringe ein altchristliches Symbol waren, denn es wurden solche auch an anderen Orten, so z. B. in Pompeji, gefunden.

Unter den altchristlichen Ringen finden sich auch solche, die das Bild einer Fußsohle tragen, das Symbol der Unterwerfung. Auch Fisch, Taube, Schiff, Anker und das Monogramm Christi sind altchristliche Ringsymbole.

Ob die Germanen vorchristlicher Zeit mit dem Ringe symbolische Begriffe verbanden, ist unbekannt. Daß er aber ein beliebtes Schmuckstück war, davon reden die zahlreichen Gräberfunde, die Ringe in großer Zahl zu Tage förderten, die meist aus Bronze, selten aus Edelmetallen, Gold oder Silber, gefertigt sind. Die am häufigsten vorkommende Form ist die einer den Finger umwindenden Spirale, die zwei, drei oder mehr Umgänge haben und öfter sogar so lang sind, daß sie wie ein Futteral den ganzen Finger bedecken. Man will in solchen Fingerspiralen, besonders in solchen von Gold und Silber, auch ein Zahlungsmittel erblicken, von dem je nach Bedarf eine Anzahl Umwindungen abgebrochen

wurden, was sich aber durch nichts beweisen läßt, während der Zweck des Fingerschmucks feststeht.

Höchst merkwürdig ist die Thatsache, daß sich im Museum für Völkerkunde in Berlin einige Bronzeringe finden, die altgermanischen Gräbern aus dem 5. Jahrh. v. Chr. entnommen wurden, deren Form Fig. 37 im Princip dem griechischen Ringe Fig. 9 merkwürdig gleich ist.

Mit dem Eindringen des Christenthums in die europäischen Völker wurde der Gebrauch des Verlobungs- und Trauungsringes überall mit jenem zugleich angenommen und eingeführt. War bisher mit der einseitigen Ringgabe an die Frau lediglich der Gedanke der Fesselung, der Besitzergreifung verknüpft gewesen, so sehen wir nun im Mittelalter sich eine bedeutungsvolle Wandlung vollziehen: an Stelle des rein juristischen Gedankens tritt der romantische, an Stelle des Rechts die Liebe. Die Verpflichtung wurde eine beiderseitige, und die Gegenseitigkeit der Gabe des Verlobungsringes war die naturgemäße Folge der veränderten Anschauungen. Braut und Bräutigam tauschten gegenseitig die Ringe aus als Zeichen der sie verbindenden Liebe, wie aber auch als Zeichen des nunmehr beiderseitig gewordenen Rechts. Der alte Spruch:

„Ist der Finger beringt,
ist die Jungfer bedingt!"

hatte seine Bedeutung verloren, da mit der Gegenseitigkeit der Beringung auch die Gegenseitigkeit der Bedingung, d. h. Verpflichtung, eingetreten war. Die Gebräuche, die dabei beobachtet wurden, waren je nach den Ländern verschieden, so z. B. fordert das alte Rechtsbuch „Der Sachsenspiegel",

daß Braut und Bräutigam als Zeichen der Verbindung die Ringe emporhalten.

Je höher im Mittelalter die Frauenverehrung stieg, um so bedeutungsvoller wurde der Ring als Liebespfand, von der unsere alten Minnedichtungen beredtes Zeugniß ablegen. Wo in „Gudrun" z. B. Trauungen vorkommen, wird durchgängig der beiderseitige Ringwechsel geschildert; dort heißt es unter anderem:

„jedweder dem andern das gold stic an die hant".

Es war also auch insofern eine Wandlung eingetreten, daß mit dem Ringwechsel nicht die Verlobung, sondern die Trauung gefeiert wurde. Der Verlauf der Ceremonie war folgender: der Priester kam zu dem im Schiff der Kirche stehenden Brautpaar, über das er dreimal das Zeichen des Kreuzes machte, ihnen brennende Kerzen in die Hände gab und sie zum Altar führte. Dem Aussprechen des Bekenntnisses folgte ein Gebet und diesem die Ansteckung der Ringe.

In der Regel wurde ein goldener und ein silberner Ring auf dem Altare niedergelegt. Der Priester ergriff zuerst den goldenen, machte damit das Kreuzeszeichen über das Haupt des Bräutigams und steckte ihn an dessen rechte Hand, worauf dreimal die Segensformel gesprochen wurde. Dasselbe geschah mit dem silbernen Ringe der Braut. Hierauf nahm der Brautführer die Auswechselung der Ringe vor, worauf der Priester das Symbol der Ringe erklärte. Diese bedeuten Sonne und Mond; wie die Sonne dem Monde, so soll der Bräutigam der Braut Licht geben, und wie beide Gestirne wechselweise am Himmel herrschen, so soll auch im Eheleben Recht und Herrschaft beiderseitig sein.

Aehnliche Gebräuche haben sich innerhalb der griechisch-katholischen Kirche bis auf den heutigen Tag erhalten.

Bei den Großrussen wird in der Kirche oder im Hause der Braut Verlobung gefeiert; unter Gebeten und Räucherungen reicht der Pope den Verlobten die Ringe und führt das Paar, nachdem der Ringwechsel geschehen, dreimal um ein Betpult. Es ist dies eine Ausnahme von der allgemeinen Regel, wo noch der feierliche Ringwechsel mit dem Verlobungsfeste verknüpft geblieben ist.

Aehnlich gestaltet sich der Ringwechsel bei den katholischen Rumänen, nur daß er hier bei der Trauung stattfindet.

Auch Beispiele einseitiger Ringgabe haben sich erhalten, so in Bosnien; dort legt im Hause des Geistlichen die Braut ein Tuch, der Bräutigam einen Ring und ein Geldstück auf den Tisch, worauf der Pfarrer den Bräutigam das Tuch, die Braut aber Ring und Geld nehmen heißt. Eine Handlung, in der sich die alte Symbolik des Brautkaufs fortgeerbt hat. Ungelöst bleibt hier nur, was die Gabe des Tuches zu bedeuten hat, die auch noch an anderen Orten, so z. B. in Genua, Sitte ist; auch dort giebt der Bräutigam der Braut bei der Verlobung den Ring und erhält dafür das Tuch.

In den Marschen unserer Nordseeküsten war es früher Sitte, daß der Bräutigam der Braut am Verlobungstage eine kostbare Münze, „Echte“ genannt, gab zum Zeichen, daß der geschlossene Bund echt sei, eine Sitte, der aber gleichfalls der alte Brautkauf zu Grunde lag und die sich im „alten Lande“ noch bis heute an manchen Orten erhalten haben soll.

Bei den nichtchristlichen Völkern, außer bei den Juden, sind Trauringe unbekannt, so giebt z. B. bei den Mohamedanern der Bräutigam anstatt des Ringes ein viereckiges Amulet aus reinem Golde, den „Maschkaß“, das die Braut um den Hals hängt. Auch in Indien wird von den Frauen als Zeichen der Ehe statt des Ringes ein Amulet getragen, der Tali, eine Schnur bunter Perlen, die etwa den Umfang eines Armbandes besitzt, doch muß etwas echtes Gold, und sei es auch das kleinste Stückchen, stets damit verbunden sein.

Ringe sind in Indien lediglich Schmuckstücke ohne symbolische Bedeutung. Die Abbildungen Fig. 39—41 sind charakteristische Beispiele indischer Ringe. Sehr interessant ist Fig. 39, ein Ring, der einen kleinen, herzförmigen Spiegel trägt und der ein unentbehrliches Toilettenstück der indischen Frauen ist.

Fig. 40 ist ein Ring, wie ihn die Mohamedanerfrauen in Kaschmir am kleinen Finger tragen. Fig. 41 ist der Priesterring eines Brahmanen.

Bei den Juden war der Ehebund von Alters her ein symbolischer Kauf, der durch Darreichung einer kleinen Silbermünze geschlossen wurde, die der Bräutigam der Braut vor Zeugen feierlich übergab. Die übrigen altjüdischen Gebräuche, z. B. die dreimalige Umherführung der Braut um den Bräutigam, die Umhüllung derselben mit dem Schleier durch ihre Angehörigen, sowie ihre Bekleidung mit dem Gebetmantel durch den Rabbiner; die Bewerfung der Braut mit Getreide oder Geldstücken, das Trinken der Neuvermählten aus einem Becher oder Glase sind Symbole, die sich ganz oder theilweise, je nach den Ländern, bis auf unsere Tage erhalten haben.

Den Ring steckte der Bräutigam der Braut an den Zeigefinger mit den Worten: Durch diesen Ring sollst Du mir verehelicht sein, nach dem Gesetze von Moses und Israel. Wie mächtig bindend diese Formel war, die es ermöglichte, daß jedweder jüdische Jüngling jedes jüdische Mädchen heirathen konnte gegen den Willen ihrer Eltern, ja selbst gegen ihren eigenen Willen, wenn es ihm nur gelang, ihr einen Ring an den Finger zu stecken und dabei obige Worte zu sprechen, davon erzählt Heinrich Heine ein Beispiel in seinem Fragmente „Der Rabbi von Bacharach". Dort heißt es von der schönen Sara:

„Und endlich sitzt sie zu Hause allein in ihrer Kammer eines Samstagabends, der Mond scheint hell durchs Fenster, und die Thür fliegt auf, und heftig stürmt herein ihr Vetter Abraham, in Reisekleidern und blaß wie der Tod, und ergreift ihre Hand, steckt einen goldenen Ring an ihren Finger und spricht feierlich: „Ich nehme Dich hiermit zu meinem Weibe, nach den Gesetzen von Moses und Israel!" „Jetzt aber," setzt er bebend hinzu, „jetzt muß ich fort nach Spanien. Lebewohl, sieben Jahre sollst Du auf mich warten!" Und er stürzt fort, und weinend erzählte die schöne Sara das Alles ihrem Vater.... Der tobt und wüthet: „Schneid ab Dein Haar, denn Du bist ein verheirathetes Weib!" — und er will dem Abraham nachreiten, um einen Scheidebrief von ihm zu erzwingen; — aber Der ist schon über alle Berge; der Vater kehrt schweigend nach Haus zurück."

Der Trauring mußte stets einen möglichst hohen Werth haben und das unanfechtbare Eigenthum des Bräutigams sein, der ihn weder geschenkt noch geliehen haben durfte. Hochinteressante und außerordentlich kunstvolle Ringe sind uns

aus dem Mittelalter erhalten, sie tragen meist das Bild eines Hauses, das wohl den Tempel Salomonis darstellen soll. Fig. 38 giebt ein sehr schönes Beispiel eines solchen Ringes.

Im Mittelalter wurde der Ring „Fingerlin" genannt. Verschiedene Ringformen des Mittelalters veranschaulichen Fig. 42—49. Das älteste Stück ist Fig. 42, ein Broncering aus Rußland, der aus der Zeit der Völkerwanderung stammt. Gleichfalls russischen Ursprungs ist der diademförmige Ring Fig. 43, der dem 8.—10. Jahrhundert angehört. Fig. 44 u. 45 sind nordische Goldringe aus dem 6.—9. Jahrhundert. Der letztere trägt eine Runeninschrift.

Fig. 46, ein silberner Ring mit blauem Steine, wurde bei Reichenhall in Bayern gefunden, er stammt aus dem 5.—7. Jahrhundert.

Auf ungarischem Boden, auf der Pußta bei Kolocza, wurden Fig. 47 und 48 gefunden, deren Schilder zellenartig in verschiedene Felder getheilt und mit Glasflüssen ausgefüllt waren, die aber nur noch theilweise erhalten sind.

Fig. 49 ist ein angelsächsischer Verlobungsring aus dem 14. Jahrhundert, der zu Carlisle gefunden wurde; unter dem kronenartigen Aufsatz befindet sich das Symbol der Treue, ein Paar verschlungene Hände, den Reif schmückt ein rautenförmiges Ornament mit Blattverzierungen.

Bei den Angelsachsen wurde der Trauring nur der Braut gegeben, die ihn bis zur Hochzeit am vierten Finger der rechten Hand, nach der Trauung aber am vierten Finger der linken Hand zu tragen hatte. —

Diese Sitte der einseitigen Ringgabe an die Braut hat sich auch im heutigen England nach vielfach erhalten. —

Einer späteren Zeit, dem 16. Jahrhundert, gehört

Fig. 50 an, ein Meisterwerk italienischer Goldschmiedekunst, das die Symbole des Todes zieren. Die gleichen Symbole, zwei Gerippe, die ein sargförmiges Kästchen tragen, aber weit kunstloser gearbeitet sind, bilden den Goldring Fig. 51, der einst die Hand des unglücklichen Königs Karl I. von England schmückte.

An Maria Stuart's glücklichste Tage erinnert der Ring Fig. 52, den die schöne Schottenkönigin einst ihrem Gemahl Heinrich Darnley als Liebeszeichen gab. Er ist von lauterem Golde und trägt auf seinem Schilde die verschlungenen Chiffren M. und H. durch einen sogenannten Liebesknoten verbunden. Im Inneren des Reifes ist Darnley's Wappen eingegraben und der Name Henri L. Darnley mit der Jahreszahl 1565.

Fig. 53 und 54 sind die Trauringe Luther's und seiner Gemahlin Catharina von Bora. Derjenige Luther's ist ein sehr origineller Doppelring, der aus zwei gleichen Hälften besteht, die unlösbar mit einander verbunden sind, ein Symbol der Untrennbarkeit der Ehe. Der Kasten der einen Hälfte trägt einen Diamant und an der inneren Seite des Reifes die Initialen M. L. D. Die andere trägt einen Rubin, das Zeichen der Liebe und die Initialen C. v. B. Leider läßt sich die eigenthümliche Zusammensetzung des Ringes durch Zeichnung nicht deutlich machen. Der Ring der Catharina von Bora ist einer jener Passionsringe, die zu Anfang des 16. Jahrhunderts sehr beliebt waren. Er zeigt in durchbrochen erhabener Arbeit den gekreuzigten Christus, umgeben von den Marterinstrumenten der Kreuzigung. Im Inneren sind die Namen des Paares und das Datum der

Hochzeit (13. Juni 1525) eingeschnitten. Den fein gearbeiteten Goldreif schmückt ein herrlicher Rubin.

Fig. 55 zeigt einen Ring Friedrichs des Großen, den der König bis an sein Lebensende mit Vorliebe trug. Er ist von Gold, theilweise emaillirt und trägt einen herrlichen Türkisen, der von sechs Granaten umgeben ist. Leider ist diese Erinnerung an den großen König für Deutschland verloren, denn sonderbarerweise ist der Ring nach England gekommen; er befindet sich in der Waterton-Sammlung in London.

Schließlich sind hier noch die eisernen Ringe der Freiheitskriege zu nennen, die Preußen in seiner Bedrängniß 1813 gegen die goldenen eintauschte, die das Volk auf dem Altar des Vaterlands opferte und von denen sich eine bedeutende Anzahl in Museen und Privatbesitz erhalten haben. Eine besonders reiche und interessante Sammlung davon bewahrt das Märkische Museum in Berlin. Sie sind der Form nach verschieden, bestehen aus Gußeisen und tragen die Inschrift:

Gold gab ich für Eisen.

Die Ringe kirchlicher Würdenträger.

Zu der Ordination des Bischofs gehörte auch die Verleihung des Ringes, von dem schon ein Kirchenlehrer des 4. Jahrhunderts sagt: „Der Bischof trägt den Ring, damit er wisse, daß er der Gemahl seiner Kirche sei, deren Geheimnisse er zu bewahren hat."

Papst Gregor macht 827 die Bemerkung, daß die Ringe der Bischöfe am Zeigefinger der rechten Hand getragen werden sollen, und zwar aus dem Grunde, weil sie die würdigere sei, mit der die heiligen Handlungen verrichtet werden und der Segen ertheilt wird.

Die griechisch-katholische Kirche war gegen den Ringschmuck der lateinischen Bischöfe, weil zu weltlich, um aber jedes Symbol weltlicher Liebe von dem Ringe zu trennen, wurde von den Lateinern die rechte Hand damit geschmückt, zum Zeichen pontificaler und episcopaler Gewalt.

Der Fischerring des Papstes ist seit dem 14. Jahrhundert Brauch und Regel geworden, er trägt diesen Namen, weil

auf dem Steine der heilige Petrus dargestellt ist, der, in der Barke stehend, das Netz auswirft und den Christus selbst „Menschenfischer“ genannt hat.

Außerdem ist der Fischfang noch immer ein Symbol der Bekehrung und Heiligung durch die apostolischen Menschenfischer und die von ihnen gespendete Taufe. Ja, ein alter Lobgesang sagt von Christus selbst:

„Fischer der Menschen
Der erlöseten
In der Sünde Meer
Die reinen Fische
Aus feindlicher Fluth
Mit süßem Leben födernd.“

Der päpstliche Fischerring wird nicht vererbt, d. h. geht nicht von einem auf den andern Papst über, sondern er wird stets beim Tode des Papstes zerschlagen und für das neue Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche ein neuer Ring angefertigt. Aus diesem Grunde sind keine alten Fischerringe erhalten, selbst die Abbildung eines solchen existirt nicht einmal.

Von Bischofsringen sind verschiedene sehr interessante und kostbare Stücke erhalten, so der des heiligen Godehart (Fig. 56—58), welcher 1022 als Bischof nach Hildesheim berufen wurde. Er starb 1038 und wurde 1131 vom Papst Innocenz II. heilig gesprochen. Die Mönche vom Kloster Nieder-Alteich bewahrten den Ring bis zur Aufhebung des Klosters als heilige Reliquie, später kam er in Privatbesitz. Der Ring besteht aus vergoldetem Kupfer, er trägt an den vier Seiten, die den Stein, einen glatten Bergkrystall, um-

geben, die Symbole der Evangelisten, auf dem Reifen die päpstliche Tiara und die Schlüssel Petri, woraus wohl zu schließen ist, daß der Ring ein päpstliches Geschenk an den Bischof gewesen ist.

Einen Bischofsring aus dem 13. Jahrhundert zeigen Fig. 59 und 60, der in dem Grabe des Erzbischofs Siegfried III. im Dome zu Mainz gefunden wurde. Der Ring ist aus massivem Golde gefertigt, der Stein ein weißer Opal, ohne Bild oder Zeichen.

Der Ring in Sage und Volksglauben.

In der germanischen Sage ist dem Ringe eine ganz besondere Bedeutung zugewiesen, zuerst als Symbol der Bändigung und Verwandlung, wovon die in den verschiedensten Fassungen bekannte Sage vom Schwanenring* das beste Beispiel giebt:

Die Kinder der Beatrix, einer Schwanenjungfrau, welche König Tréant von Lillefort zum Weibe nahm, tragen Ringe; wenn die Jungfrauen die Ringe ablegten, wurden sie zu Schwänen, nach Anlegung der Ringe wieder zu Menschen.

Das Heldengeschlecht der Wölfinge hat man als durch den Ring gefesselte oder gebundene Wölfe zu denken; an jedem zehnten Tage wurden sie Menschen und trugen dicke Goldringe. Hildebrand im „Wolfdietrich" ist ein Wölfing, er trägt Ring und Wolf im Wappen.

In einer alten Sage wird von einer Königstochter er-

---

* Die mit Stern bezeichneten Sagen, Erzählungen und Gedichte sind in der zweiten Hälfte dieses Buches mitgetheilt.

zählt, die in einen Hund verwandelt war, der nur an jedem neunten Tage menschliche Gestalt annehmen durfte. Als ein Königssohn sie so sieht und zur Braut wählt, trifft es sich, daß sie am Hochzeitstage wieder Hundsgestalt annehmen muß. Da legt man ihr einen goldenen Ring um die Schnauze und verbrennt das Hundskleid, worauf sie für immer frei von Bezauberung wird. —

Die Werwölfe tragen nach Glauben der Inselschweden weiße Ringe um den Hals, durch deren Berührung der Mensch zum Werwolf wird. Nach einer französischen Sage wird der mit einem Zauberringe berührte Mensch in einen Wolf verwandelt.

Wenn bei Werwölfen von einem Gürtel die Rede ist, so ist das gleichbedeutend mit Ring, der hier das Symbol des Zwanges ist.

Der scheidende Lohengrin hinterläßt seinen Kindern Schwert, Horn und Ring, mit dem Ringe gewinnen die Nachkommen die Macht, die Thierheit und Wildheit im Volke zu bannen.

Wunderlich ist die Sage von Holger dem Dänen, einem Helden, den die Fee Morgane liebt. Sie schenkt ihm einen Ring, der ihm unverwelkliche Jugend bewahrt, so lange er ihn trägt; legt er ihn ab, so wird er alt und welk. Zuletzt entführt die Fee den Helden und versetzt ihn in einen himmlischen Garten, wo der abgeschiedene König Artus mit seiner Tafelrunde in seliger Gemeinschaft fortlebt.

Wie hier der Ring die Macht besitzt, das Alter zu bannen, so besitzt er in anderen Sagen auch Gewalt über die Erinnerung, so in der herrlichen indischen Dichtung Sakuntala*.

Von einem König Vespasianus erzählt die Sage, daß er eine Geliebte besaß, die er veranlassen wollte, gegen ihren Willen in ihre Heimath zurückzukehren. Da ließ er zwei Ringe machen, die völlig einander glichen, und Bilder darauf eingraben, deren eines Vergessenheit, das andere Erinnerung hervorrief. Er gab den Ring der Vergessenheit der Geliebten, die nun scheiden konnte.

Diese Sage hat einen historischen Hintergrund, nur war es nicht Vespasian, sondern dessen Sohn Titus, der eine Jüdin Berenice lange liebte, sich aber der öffentlichen Meinung wegen von ihr trennen mußte. Wie schön tritt hier nun, dem Charakter des gütigen Kaisers angemessen, die Sage ein: Berenice hatte über ihre Liebe ihr Vaterland vergessen, nun zwingt Titus sie durch den Ring, auch Rom zu vergessen und wieder der Heimath zu gedenken, während er für sich die Erinnerung behält und den Muth gewinnt, zu scheiden.

Von der Kraft der Erinnerung, die ein Ring ausübt, berichtet die Sage vom „Ring der Fastrada*, der Gemahlin Karls des Großen, der sich nicht von der Leiche trennen konnte, so lange der Zauberring bei ihr verborgen war.

Es gab auch Ringe, welche das Licht banden, d. h. den, der einen solchen Ring trug, unsichtbar machten. Hierher gehört die Geschichte von Gyges*, dem alten lydischen König, die Plato und Cicero erzählen. Die Sage schließt sich an die Lehre vom Hades der Griechen, der als Aides, der nicht Gesehene, der doch selbst alles sieht, personificirt wird. Deshalb erzählt auch die Sage von seiner Kappe, die jeden, der sie aufsetzte, unsichtbar machte. Daher erklärt sich auch der heidnische Brauch der alten Skandinavier, daß, wer dort

einen Eid zu leisten hatte, einen mit Opferblut gerötheten Ring, der dem Gott Uller geweiht war, anfassen mußte und dabei den finsteren Gott zur Strafe des Meineids anrufen mußte.

Als Verkörperung unterirdischer Mächte gelten auch die Zwerge, deren Haupt Elberich, der Vater des Ortnit war, von dem es gleich im Anfang des Heldenbuches heißt:

„Er nahm ein Fingerlin in seine Hand, da war ein Stein drin, wer den bei sich hatte, den mochte Niemand sehen, solcher heißt ein Nebelkap.“

Die Unterwelt, eine Art Hölle war es auch, in die Iwein, der Held am Hofe des Königs Artus, niederstieg, nachdem er den furchtbaren Wächter der Pforte besiegt hatte. Doch würde der Held umgekommen sein, wenn ihm nicht Lunete den Ring gebracht hätte, der ihn unsichtbar machte, und so fanden die Verfolger nur sein Pferd. Gegen die Mächte der Unterwelt schützt ihn der Ring Lunetens, wie Medea's Zauberkunst den Jason im Haine des goldenen Vließes.

Von diesem Ringe des Iwein heißt es auch, daß er zu den dreizehn Wunderdingen gehörte, welche die britische Insel besaß.

Der Aberglauben meinte, daß solche Ringe, die unsichtbar machten, von Silber sein und einen Stein tragen müßten, auf dem die Worte

Beelzebub Jucana Cafta

eingegraben wären.

Auch von Ringen, die das Leben banden, berichtet die Sage. In einer sicilianischen Erzählung wird einer Jungfrau, der schönen Marie, von deren Stiefmutter ein Ring geschickt, und als sie ihn an den Finger steckt, fällt sie todt

nieder. Als ihr jedoch beim Begräbniß der Ring abgezogen wurde, kehrte das Leben zurück. Wem fällt hierbei nicht das Märchen von „Schneewittchen“ ein?

In seinem „Rasenden Roland“ schildert Ariost einen Ring:

„Der solche Kraft vom Meister hat empfangen,
Daß jeden Zaubers Wirkung und Gesicht
Vor dieses Rings Erscheinung wird zunicht.“

Diesen Ring stahl der gewandte Brunetto vom Finger der Angelica.

An andere Ringe war wieder das Schicksal gebunden, so wird erzählt:

Um die Tochter eines Grafen Eulenburg hielt der König der Unterirdischen an und bot dafür einen Ring, der das Glück an die Familie des Grafen bannen würde, so lange er im Besitz des Hauses bliebe. Der Vertrag wurde geschlossen und das Fräulein zog fort auf Nimmerwiedersehen. Getreulich wurde der Ring bewahrt, bis einer der Nachkommen des Grafen ihn beim Waschen abzog und vergaß. Da entstand Feuer im Schloß, und allerlei Ungemach kam über das bisher glückliche Geschlecht.

Eine reizende Sage aus Nassau berichtet von einem Heinzelmännchen, welches zwischen Bennerode und Waldmühlen wohnte und den Menschen, besonders Brautleuten, sehr gewogen war. Es schenkte ihnen Ringe von feinstem Golde, die so lange blank und glänzend blieben, als sie mit einander einig waren.

Sobald Zank und Uneinigkeiten entstanden, wurden die Ringe blind und rostig; wurde eins der Brautleute untreu, so verschwanden die Ringe. Einigkeit und Treue wurden daher gewahrt, und das war eine gute Sache, denn die

Leutchen schämten sich, mit rostigem Ringe oder gar ohne einen solchen bei Festlichkeiten zu erscheinen. —

Schade nur, daß es heute nicht noch so wundersame Ringe giebt!

Die Schicksalsringe in der Hand der Unterirdischen weisen auf den Zusammenhang mit der nordischen Sage. Nach der Edda sind Zwerge Urheber solcher Ringe, so verfertigt der Zwerg Brock den Ring Draupnir.

Ein Wohlthäter der Mönche von Siegburg am Rhein war Heinz Hirtlein, der Zwerg, der aus mancherlei Kräutern einen Ring verfertigt hatte, so beschaffen, daß der, der ihn trug, die geheimsten Gedanken der Menschen, zumal der Fremden, zu durchschauen vermochte.

Wunderbare Eigenschaften verschiedenster Art wurden und werden auch noch heute dem Ringe zugeschrieben. So sollen Ringe aus Bernstein Zahnweh und Krämpfe stillen, auch vor fallender Sucht und Schlagfluß bewahren. Wenn ein solcher Ring am Goldfinger getragen wird, so zeigt er eine verborgene oder entstehende Krankheit des Trägers dadurch an, daß er anfängt zu schwitzen. Auch böse Geister gehen diesen Ringen gern aus dem Wege.

Der Trauring darf nicht verloren gehen, auch nicht während der Trauung zu Boden fallen, und man darf ihn sich nicht abstreifen lassen, sonst bedeutet es Unglück, Tod oder Untreue.

Den Trauringen schrieb man auch wunderbare Heilkräfte zu: ein Bestreichen mit ihm soll Gerstenkorn und Geschwüre heilen.

Gegen Krampf sollten auch Ringe aus alten Scheeren geschmiedet schützen, wie man in Schwaben glaubte.

Ringe aus Sargnägeln geschmiedet, die in der Charfreitagsnacht geholt sind, schützen, wie man glaubte, vor Gespenstern und bösen Geistern; dasselbe galt von Nägeln, die einen Erhängten getragen hatten.

König Eduard III. von England hatte einst einem Armen einen Ring gegeben, der ihm nach Jahren wunderbarer Weise aus dem heiligen Lande zurückgebracht wurde. Er ahnte darin ein Zeichen seines Todes und starb auch wirklich bald darauf. Der Ring wurde lange in Westminster bewahrt und als Heilmittel gegen Starrkrampf gebraucht; der damit Befallene wurde gesund, sobald er nur den Ring berührte. Daher stammt der Brauch, daß die englischen Könige am Sonnabend vor Ostern Ringe auszuwerfen pflegten, denen gleichfalls die Kraft zugeschrieben wurde, die Träger derselben vor solchen Krankheiten zu bewahren.

Auch den Ringen des heiligen Bernhard und des heiligen Demetrius wurden Wunder der Krankenheilung zugeschrieben.

Als Erkennungszeichen spielen Ringe in der Sage eine große Rolle; als Beispiel diene die Sage von Heinrich dem Löwen*, ebenso der Ring des Barbarossa*. Auch „Sakuntala“* ist hier noch einmal anzuführen.

Man soll auch mit dem Trauringe nicht leichtsinnig umgehen, nicht damit spielen; diese Warnung giebt folgende Sage: Ein junger und reicher römischer Ritter steckte einst während des Ballspiels seinen Ring an den Finger eines Bildes der Venus, indem er that, als ob er sich ihr verloben wolle. Als er den Ring zurücknehmen wollte, war der Finger gekrümmt und der Ring nicht abzuziehen. Als er Nachts noch einmal zurückkehrte, fand er den Ring nicht

mehr. Zu Hause verschwieg er den Verlust, aber eine sonderbare Erscheinung trat ein und verhinderte ihn, sich seiner Gattin zu nahen, ja sie zu sehen, und eine Stimme sprach: „Ich bin Venus, der Du den Ring angesteckt hast, den ich nie zurückgeben werde, denn Du hast Dich mir verlobt.“ So geschah es alle Tage, bis die Tochter endlich den Eltern ihr Leid klagte, die einen Geistlichen in das Geheimniß zogen, der in magischen und teuflischen Künsten wohl erfahren war, so daß es ihm endlich gelang, den Ring zurück zu erhalten, womit auch der Zauber gelöst war.

Auch Mariensagen knüpfen sich an den Ring: Die Frau eines gewissen Austrinus hatte ihren Trauring der Heiligen auf dem Sterbebette vermacht. Der Wittwer heirathete jedoch wieder und schenkte den Ring der neuen Gattin. Der aber schwoll der Ringfinger in ungeheurem Schmerz dermaßen, daß der Ring nicht abgezogen werden konnte. Nach langer Buße erst ließ die Heilige sich erbitten, und der Ring fiel plötzlich vom Finger.

In Rom bewahrte man lange den legendenhaften Trauring der heiligen Anna, der Mutter Maria's, in Peyrono sogar einen Ring aus Amethyst, der Maria's Trauring gewesen sein soll.

Auch im Dome von Perugia wird ein großer Goldring aufbewahrt, der als Trauring der Maria gilt und alljährlich am St. Josephstage gezeigt wird. —

Das Symbol verschiedener Heiligen ist der Ring: so der heiligen Ursula und Gadeberta. Auch der Königin von Frankreich Johanna von Valois diente ein Ring als Attribut, den ihr das Jesuskind an die Hand steckte.

Siegelringe waren von jeher ein Zeichen königlicher Macht, wie denn die Edicte der persischen Könige erst durch Beisetzung des Ringsiegels zu unwiderruflichen Befehlen wurden.

Von ganz besonderer Bedeutung waren die Symbole der Siegelringe, d. h. die bildlichen Darstellungen, die auf den Steinen eingeschnitten waren und denen man außerordentliche Kräfte zuschrieb, besonders den Sternbildern des Thierkreises. Widder, Löwe und Schütze sollten bei den Menschen beliebt machen, durch Waage, Zwillinge und Wassermann wurden treue Freunde gewonnen, während Krebs, Scorpion und Fische auf Leichtfertigkeit hinweisen.

Auch den Bildern der Planeten wurden starke Einflüsse zugeschrieben. So sollte Saturn Kraft verleihen, Jupiter Glück und Ehre, die Sonne Reichthum, der Mond Erfolg, wie denn alle Sternbilder ihre Bedeutung haben.

Der Siegelring des Königs Salomo spielt in Sage und Legende eine große Rolle, der durch diesen Ring, auf dem der Name Gottes eingegraben war, die Geister und Dämonen beherrschte, die er in Gefäße bannte, mit seinem Siegel schloß und ins Meer werfen ließ. Ein Beispiel hierfür giebt das Märchen „Der Fischer und der Geist" aus Tausend und eine Nacht.

Die indische Tradition berichtet, daß Salomo einen Ring besessen habe, auf dem der Name Gottes eingegraben war. Durch die Kraft dieses Ringes habe er den Geist des Widerspruchs und der Weltlust, Asmodi, bezwungen und an seinen Willen gefesselt. Einst kam durch Unachtsamkeit des Königs

der zauberkräftige Ring in die Hand des Asmodi, der ihn ins Meer warf und nun vom Banne los wurde. Ueber Salomo aber kam das Unglück, er verlor sein Königreich und wanderte in die Wüste, wo er Noth und Ungemach erduldete, bis er endlich im Bauche eines Fisches den Ring wiederfand, mit dem das Glück zurückkehrte und durch dessen Kraft er sein Königreich wieder gewann, das er nun, geläutert durch Armuth und Demuth, bis an sein Lebensende weise und gerecht regierte. Diese Sage ist eine der schönsten und tiefsinnigsten des an Traditionen so überreichen Orients, ihre Deutung ist ebenso leicht wie lehrreich.

Der Doge von Venedig warf bei seiner Vermählung mit dem Meere einen Ring ins Meer; kam derselbe durch irgend einen Zufall wieder ans Tageslicht, so galt das für eine böse Vorbedeutung drohenden Unglücks.

Wo in der Sage Ringe, die als Opfer an das Schicksal ins Meer geworfen werden, durch Fische wieder zum Vorschein kommen, sind das Zeichen nahenden Verderbens; so in den Dichtungen: „Der Ring des Polykrates"* und „Stavoren"*. Anders wieder in Sakuntala*, wo aber der Ring nicht geopfert, sondern verloren ist, mit dessen Wiederfinden, wie auch bei Salomo, das Glück zurückkehrt.

Der Kranz
und seine Symbolik.

Ein von Erinnerungen durchduftetes Blumenbouquet, der mit Sorgen durchwebte Brautkranz, die mit Thränen benetzten und von Seufzern durchhauchten Leichenblüthen zeigen, daß die Blumen der Menschen treueste Begleiter sind, daß sie für die Lust wie für den Schmerz der Seele sich entfalten.

Erzherzog Maximilian von Oesterreich,
Kaiser von Mexiko.

Die Myrthe entstammt dem Paradiese, paradiesisch ist der Duft, der ihren Blüthen und Blättern entströmt, und ein Abglanz des Paradieses liegt auf dem Antlitz der Braut, wenn sie, geschmückt mit dem Kranze, vom Schleier umwallt, zum Altare tritt, wenn sie den Ring empfängt und ihr Gelöbniß ablegt, das sie dem Geliebten verbindet: daß nichts von ihm sie trennen und scheiden soll, es scheide sie denn der Tod.

Wie viel Menschenglück, wie viel Menschenschicksal umschließt der bräutliche Myrthenkranz!

Die jungfräuliche Braut trägt den Kranz als ihr gutes Recht; kennt sie aber auch seine Bedeutung, weiß sie, warum sie ihn trägt, woher der Brauch, ihn zu tragen, stammt?

Der Name „Kranz" kommt her von corona, von Umschließen und Umschlingen. Er umschließt das Haupt, wie der Ring den Finger; er umringt die Gedanken, wie jener die That.

Aeschylos spricht dem Kranze göttlichen Ursprung zu; er sei, so führt er aus, von den Göttern eingesetzt als versöhnendes Symbol der getragenen Fesseln nach der Begnadigung.

Bei den Griechen galt der Kranz als Zeichen der Abhängigkeit von den Göttern. Der bekränzte Becher war ein Symbol der Weihe, der Widmung an die Gottheit. Nicht eher wurde eingeschenkt, bevor nicht der Kranz den Becher umschlang, und nicht eher wurde der Becher an die Lippe gesetzt, bevor nicht die Libation gebracht, d. h. einige Tropfen den Göttern geopfert waren.

Der Kranz war das Zeichen der Götter; ohne ihn konnte kein Gott angerufen, kein Orakel befragt werden.

Im Immergrün sah man ein Zeichen der Reinheit und Unsterblichkeit.

Wer dem Apoll opferte, schmückte sein Haupt mit dem Lorbeerkranze, denn der Lorbeer war dem Gotte heilig.

Noch höher standen die Olivenkränze, denn der Oelbaum war dem Zeus geweiht, und in den olympischen Spielen erhielten die Sieger einen Olivenkranz.

Die Myrthe war der Aphrodite heilig, sie war eine Tochter des Meeres und wie jenes dazu berufen, die Menschen unter einander zu verbinden. Sie vermittelte den Frieden unter den Menschen, sie war das Bild schöner Sinn=

lichkeit, das Ideal einer mit Poesie geschmückten Liebe, die natürliche Nothwendigkeit mit dem Dufte des Geistes umgab.

Paris gab den Preis der myrthengeschmückten Aphrodite, er schätzte die Liebe höher als stolze Macht und einsam jungfräuliche Weisheit. Beim Raube der Helena wurde die Myrthe zerrissen; nach dem Raube der Sabinerinnen wurde die Versöhnung unter Myrthenbäumen geschlossen.

Adonis wurde aus einer Myrthe geboren, in die seine Mutter Myrrha (die Duftende) verwandelt war; als er starb, als sein Blut vergossen wurde, ward die Rose roth, diese einzige Nebenbuhlerin der Myrthe.

Die Rose gebührt der Jungfrau, die Myrthe der Vermählten. Die Rose ist der Liebe Sehnsucht, die Myrthe der Liebe Erfüllung.

Berühmt war das Tempelbild der Grazien, deren eine die Myrthe hält, die andere eine Rose und die dritte einen Würfel. „Um Rosen- und Myrthenglück spielt der Würfel mit.“

Die Myrthe trägt den Charakter der Fröhlichkeit, selbst bei den Eleusinien, wo sie die Hoffnung auf Verbindung mit den Todten ausdrückt. Dagegen durfte in Rom beim Feste der Roma sich keine Frau mit Myrthen schmücken, da während dieses Festes nicht Liebe noch Liebeswort zwischen Mann und Weib getauscht werden durfte.

Nie fehlte bei den griechischen Hochzeiten die Myrthe; beim Brautzuge warf man Myrthenblätter in den Wagen, und die Brautleute trugen Myrthenkränze, selbst die Häuser beider waren damit bekränzt.

In der Landschaft Böotien freilich gab es einen anderen, minder poetischen Brauch: Man kränzte dort das Haupt

der Braut mit Spargelkraut, was Plutarch so erklärt: „Die Spargel bringen mit den spitzesten Stacheln die schmackhafteste Frucht hervor, und so wird auch die Braut demjenigen, der ihr anfänglich launenhaftes Betragen geduldig übersieht, mit der Zeit ein süßer und liebereicher Umgang sein.“

Nach Rom soll der Gebrauch der Myrthenkränze von Griechenland gekommen sein. Die römische Braut trug den Kranz auf einer hohen Frisur, die Zweige zu demselben mußte sie selbst gebrochen haben. Auch der Bräutigam trug bei der Hochzeit den Myrthenkranz; sagt doch der Kirchenvater Tertullian: „Auch der Bräutigam muß bei der Hochzeit einen Kranz aufsetzen, und darum aber heirathen wir keine Heiden, damit sie uns nicht zum Götzendienst hinziehen, womit bei ihnen die Hochzeiten ihren Anfang nehmen.“

Als das Christenthum den Sieg davongetragen hatte, wollte man das Symbol der Myrthe nicht aufgeben, den schönen Volksbrauch nicht veröden lassen, nur seinen Sinn vertiefen, und so wurde dem Myrthenkranze eine neue Bedeutung hinzugefügt, die des Sieges.

Chrisostemus sagt hierüber: „Deshalb werden Kränze von Myrthen den Häuptern aufgesetzt, damit sie Zeichen des Sieges sind, der über die Lust triumphirt."

Ein altchristlicher Grieche schildert den Akt der Ehe folgendermaßen: „Der Presbyter überreicht dem Brautpaare die Ringe, dann, nachdem sie sich die Hände gegeben haben, werden ihnen Kränze aufgesetzt." Der Akt der Bekränzung war so bedeutungsvoll, daß man die Ehe selbst „Stephanoma", d. h. „Bekränzung" nannte, und bekränzt werden so viel als heirathen bedeutete; bekränzt wurden aber meist nur die ersten Ehen.

Die wahre Weihe der Bekränzung schildert die griechische Liturgie also: Der Priester, indem er die Kränze empfängt, kränzt zuerst den Bräutigam und spricht: „Es wird gekränzt der Diener des Herrn, N. N. mit der Dienerin des Herrn, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." Dann kränzt er die Braut, indem er dieselben Worte spricht. Darauf wird der Segen ertheilt und drei Mal gesprochen: „Herr, unser Gott, kröne sie mit Ruhm und Ehre, Amen."

Die Ehe sollte ein Bund des Reinen mit Reinem sein, deshalb durfte die Myrthe nur jungfräuliche Seelen schmücken.

Ueberall aber war die Myrthe nicht Brauch geworden, schon im Alterthum war daneben Rosmarin im Gebrauch. Im alten England zumal vertrat bei Hochzeiten der Rosmarin die Stelle der Myrthe, mit dessen Zweigen auch der Boden der Kirche bestreut wurde. Im Brautzuge wurde vor der Braut die Brautschale (the bride cup) einhergetragen, in der ein vergoldeter Rosmarinzweig lag, der mit farbigen Bändern behangen war. Alle Begleiter trugen Rosmarinzweige in den Händen, die dem Brautpaar überreicht, auf das Brautbett gestreut, sogar auf den Festbraten gelegt wurden.

Im heutigen England tragen die Bräute, ebenso wie in Frankreich, nicht den Myrthenkranz, sondern Orangenblüthen, die in der Blumensprache besagen: „Deine Reinheit ist deiner Lieblichkeit gleich.“ Uebrigens entspricht die Bezeichnung „bride“ nicht ganz unserm Braut. In England ist eine Jungfrau nicht Braut sobald sie sich verlobt, sondern genau genommen erst am Tage der Hochzeit. Man spricht auch wohl noch längere Zeit nach der Hochzeit von einem „Brautpaar“, etwa so lange, als man von demselben als „das junge Ehepaar“ redet.

In Italien und der französischen Schweiz tragen die Bräute weiße Rosen, in Spanien rothe Rosen und Nelken.

Auf einigen Inseln des griechischen Archipelagus empfängt der Pope das Brautpaar an der Kirche und setzt beiden Kränze von Weinlaub auf den Kopf, die mit Spitzen und Bändern geziert sind. —

In Tyrol trägt die Braut einen Rosmarinkranz und

im Gürtel das Thränentuch, mit dem die Brautthränen getrocknet werden, denn die Braut muß weinen, thut sie es nicht bei der Trauung, so werden später in der Ehe die Thränen um so reichlicher fließen.

Bei den Hochzeiten in Bettungen bei Gmünd geht die Braut ganz schwarz gekleidet und trägt gleich dem Bräutigam einen Rosmarinstengel auf der Brust. Der Brautkranz besteht aus buntem Flitter.

Auch an der Bergstraße und im Odenwald tragen die Brautleute Rosmarin an der Brust, daneben auch Zweige von Lorbeer.

In Mecklenburg sollen in den Brautkranz Kornähren, besonders aber Lein gebunden sein, was Glück in der Ehe bedeuten soll.

Im böhmischen Erzgebirge trägt die Braut einen Rosmarinkranz, der aber während der Trauung von der Kranzeljungfer abgenommen wird.

In Hessen und Schlesien werden Flitterkränze getragen, auch in Schwaben, dort trägt die Braut auch noch einen Rosenkranz in der Hand.

Auch Silberkränze werden mehrfach getragen: so in der Normandie, wo der Brautkranz „bouquet argente“, Silberstrauß, heißt. Es wird dort wohl ähnlich wie in Böhmen sein, wo die Braut auf dem Scheitel eine sogenannte „Krömpfe“ trägt, einen kleinen Kranz von Silberdraht mit bunten Steinchen und um die Stirn das „Glockenbändel“, ein schwarzes Sammetband, an dem vergoldete Blättchen hängen, die bei der Bewegung des Kopfes zusammenklingen.

Der größte Luxus mit Brautkränzen wurde wohl im 17. Jahrhundert in Holland getrieben, wo die Braut auf

dem Hinterkopfe einen Kranz oder Krönchen von echten Perlen trug, was freilich wohl auch in dem reichen Holland nicht allen Bräuten vergönnt gewesen sein wird.

Brautkronen, mehr oder weniger kostbar, sind in verschiedenen Ländern noch heute im Gebrauch, so in Norwegen und Schweden, in Serbien und Griechenland, besonders in Athen, wo die Kronen aus kostbarer Filigranarbeit bestehen. Auch in Deutschland werden noch Brautkronen in einigen Theilen Bayerns und in Schlesien getragen.

Der Krone verwandt ist die Borta der Wenden, eine hohe, kegelförmige Mütze, an deren oberem Rande ein mit künstlichen Blumen verzierter Rautenkranz befestigt wird, nie aber darf die rothe Farbe am Gewande, sondern nur zum Schmucke der Borta verwandt werden.

In der Gegend von Muskau tragen die wendischen Bräute auf dem Kopfe den Rautenkranz, in den Händen einen Strauß aus Rosmarin. Ihr Haar wird ganz und gar mit grünseidenen Bändern umwunden, wie denn überhaupt die grüne Farbe im Verein mit Raute und Rosmarin bei den Bräuten der wendischen Stämme eine große Rolle spielen.

Auch der Bräutigam trägt ein Kränzchen von Raute am Hute, von dem ein farbiges Band herabhängt; in einigen Gegenden wird derselbe sogar auf dem Scheitel getragen. Alle männlichen Hochzeitsgäste tragen Rautenkränze am Hute, von denen ein Bäuschchen von ungesponnener grüner und rother Seide in den Nacken herabhängt.

Die Brautjungfern, bei den Wenden „Zuchtjungfern" genannt, tragen Kränze von gemachten Blumen, aber ohne Raute.

Der schönste Schmuck der Braut aber bleibt doch die Myrthe mit ihrem leisen Frühlingsdufte, ihrem unvergänglichen Grün, dem Symbole der Liebe und der Tugend, das die Verbindung liebender Herzen bedeutet.

Die Myrthe spricht: „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm!"

Hochzeitsgebräuche im Alterthum.

Bei Griechen und Römern waren die Gebräuche in ihren Grundzügen gleich: Heimholung der Braut bei nächtlichem Fackelschein und Musik (Hymemaeen*, Epithalmien), die Lösung des Gürtels, das Aufmerken auf gute und böse Zeichen, die Verschleierung u. s. w. Ein besonderer Brauch war in Griechenland, speciell bei den Thebanern, Sitte: die Verbrennung der Achse des Brautwagens, als Zeichen des unauflöslichen Bündnisses, das der Braut die Rückkehr zum Vaterhause für immer unmöglich machte.

Die Römer hatten die ihnen eigenthümliche Sitte der confareatio, welche darin bestand, daß die auf einer Schafhaut sitzenden Brautleute einen Kuchen verzehrten zum Zeichen ihrer bevorstehenden Vereinigung und unzertrennlichen Gemeinschaft. Nach den punischen Kriegen scheint diese Sitte jedoch außer Gebrauch gekommen zu sein. Eine andere eigenthümliche Ceremonie fand während des Opfers statt, indem das Haar der Braut mit der Spitze einer Lanze

zertheilt wurde. Die coëmtio der Römer war nichts anderes als eine Art gegenseitigen Kaufs, ein Symbol des rechtmäßigen Besitzes.

Ein weiterer antiker Hochzeitsbrauch war das Vortragen der Fackeln, als Symbol der Flamme der Liebe, die dem vermählten Paare bei Heimholung der Braut zur Nachtzeit vorgetragen wurden. Man achtete sorgfältig darauf, daß die Flammen gut brannten, und verbrannten die Fackeln noch vor Schluß der Hochzeit, wähnend, daß dadurch Unglück ferngehalten würde. Die Fackel galt gleich dem Wasser als Sinnbild der Läuterung, wie denn auch das Baden oder Besprengen mit Wasser bei den Verlobten und Vermählten allgemein üblich war. Besonders aber besprengte man die Braut, bevor sie in das Haus des Gatten geführt wurde.

Allgemein üblich war seit den ältesten Zeiten der Schleier als Symbol der Schamhaftigkeit und der verhüllten Zukunft. Dann auch sollte der Schleier verhüten, daß nicht unterwegs böse Vorbedeutung der Braut erscheine. Die Römerinnen trugen einen feuerfarbenen Schleier, das flammeum, der andeuten sollte, daß die Verlobte für alles andere blind sein und ihre Liebe dem Bräutigam allein weihen sollte, dem allein das Recht zustand, diese Decke wegzunehmen, wie auch er nur den Herkulesknoten des Gürtels lösen durfte. War etwas in diesen Gebräuchen versehen, so wurde aus nuptiae — innuptiae, d. h. die Hochzeit wurde für unglücklich gehalten.

Auf künftigen Segen und Ueberfluß sollte das Ausstreuen der Früchte, besonders der Nüsse, deuten, was vor Beginn des Hochzeitsschmauses geschah. Zwischen dieser Ceremonie und dem Mahle wurden der Neuvermählten die

Schlüssel des Hauses übergeben, auch mußte sie Feuer und Wasser, die Symbole der Häuslichkeit, berühren.

Daß es bei Hochzeiten nicht an Opfern und Libationen für die Götter fehlte, ist selbstverständlich. Außer der Juno und Venus wurde den Genien des Hauses geopfert, und zwar Honig, Kuchen und Wein, aber auch Mehl und Salz. Auch Hochzeitslieder waren schon gebräuchlich, sie enthielten Lobpreisungen des Brautpaares und Segenswünsche, zugleich aber auch Decantationen, Gebete um Abwendung von Unfällen und bösem Zauber.

Schließlich sei noch erwähnt, daß zu den Abwendungsmitteln auch noch der sonderbare Brauch gehörte, dem zufolge die neuvermählte Römerin die Thürpfosten mit Wolfsfett bestreichen mußte.

An abergläubischen Handlungen hat es zu allen Zeiten nie gefehlt, und manches davon hat sich bis auf unsere Tage noch erhalten.

Hochzeitsgebräuche neuerer Völker.

Der wahre Charakter eines Volkes offenbart sich oft weit besser in Kleinigkeiten als in großen Staatsactionen, und ein nicht unwichtiger Kulturmesser ist vor allem die Behandlung des weiblichen Geschlechts, besonders in ihrer Stellung als Gattin und Hausfrau.

Der Natur entsprechend ist der Mann der werbende, angreifende Theil, das Weib giebt schamhaft nach oder flieht.

Die nordamerikanischen Indianer am Ohio gehen mit brennender Pfeife zum Wigwam der Auserkorenen. Wenn diese die brennende Pfeife auslöscht, dann hat sie Gegenliebe bekannt, läßt sie aber die Pfeife brennen, so hat sie den Antrag abgewiesen. Der Jüngling verläßt alsdann die Hütte der Geliebten, um nie zu der zurückzukehren, die das Feuer seiner Pfeife, d. h. seines Herzens nicht löschen will.

Bei anderen Völkern wird die Werbung durch Geschenke eingeleitet, deren Annahme oder Verweigerung die günstige oder ungünstige Aufnahme des zu erwartenden Antrags bezeichnet.

Bei den Kosaken der Ukraine geschieht die Bewerbung dadurch, daß der Bräutigam dem Vater der Geliebten einen Kuchen schickt; wird derselbe angenommen, so darf der Bewerber seinen Antrag stellen, wird er zurückgeschickt, so ist damit der Korb in aller Form ertheilt.

Die schon erwähnte Verschleierung der Braut bei ihrer Abholung findet sich noch immer bei sehr vielen Völkern. So sitzt in Marocco die Braut auf einem Esel unter einem mit Teppichen behangenen Baldachin, der keinen Einblick gestattet.

Wie bei Spartanern und Römern die Braut aus dem Hause der Eltern symbolisch geraubt wurde, so findet sich auch heute noch dieser Brauch bei verschiedenen Völkern, so bei den Wotjaken, einem finnischen Stamme. Man holt nach der heimlichen Entwendung den Räuber mit seiner Begleitung bald wieder ein, wo es dann von beiden Seiten oft recht derbe Hiebe setzt, bevor die Eltern den Raub anerkennen und die Hochzeit zugeben.

Bei Kalmücken und Baschkiren streiten die versammelten Ehefrauen und Mädchen um die Braut, eine Neckerei, die auch auf unseren Bauernhochzeiten noch vorzukommen pflegt.

Feierlicher gestalten sich diese Scheingefechte bei den ceremonienreichen Arabern, wo die Begleiter des Bräutigams mit den Begleiterinnen der Braut um deren Besitz kämpfen müssen. Der Schläge ungeachtet dringt der Bräutigam mit seinen Freunden durch und entreißt die Braut der sie zurückhaltenden Schaar.

Sehr hübsch ist ein Brauch bei den Baschkiren, wo die Braut dankend und weinend von Haus zu Haus Abschied nehmen geht, wobei ihr die Hochzeitsgeschenke übergeben werden. Dann kehrt sie nochmals zum Vaterhause zurück,

umarmt den Kumisschlauch, der sie so lange ernährt hat, hängt ein kleines Geschenk daran und verläßt dann die Stätte der Jugend, um dem Manne zu folgen.

An diese Sitte der feierlichen Abschiednahme schließt sich auch der vielfach bei uns übliche Brauch, daß die Braut am Ende der Hochzeitsfeier zum Abschiede Angehörigen und Gästen eine Bandschleife als Andenken überreicht. Dasselbe geschieht unter dem Namen der Vertheilung des Strumpfbandes bei den Hochzeiten der Prinzessinnen des preußischen Königshauses.

Als schönes Symbol der Veränderung des Standes, der Wandlung der Jungfrau zur Frau, verdient noch eine schöne Sitte aus Japan angeführt zu werden, wo die Freunde der Braut ein Spinnrad mit Flachs in die Höhe halten, um anzudeuten, daß sie durch Fleiß das Glück des Hauses begründen soll. Zugleich zerbrechen andere ihre Puppen und Spielgeräthe zum Zeichen, daß die Braut nun für immer mit ihrer Kindheit abgeschlossen hat.

Als Zeichen sittlicher Reinheit der Braut sind bei den Kosakenstämmen Fahnen üblich, die vor das Hochzeitshaus gepflanzt werden, und zwar eine rothe bei Unbescholtenheit, im andern Falle ein zerrissener Lappen, der mit dem in Europa, selbst in Deutschland noch hie und da üblichen Strohkranz oder Ausstreuen von Häcksel gleichbedeutend ist.

Als Prüfung der Tüchtigkeit im Hauswesen ist es anzusehen, wenn der junge Grönländer, der sich verheirathen will, erst zeigen muß, daß er ein guter Jäger ist. Bei dem Indianerstamme der Nadowessier muß sogar der Bräutigam den Eltern der Braut als Knecht dienen und die niedrigsten Dienste ohne Murren verrichten. Auch muß er alles erlegte

Wild ihnen abliefern und dann erst, nachdem ein Jahr der Prüfung verflossen, entscheidet der Vater der Braut, ob der Bräutigam der Gegenliebe würdig ist und im Stande, seine Tochter zu ernähren.

Andere Indianerstämme verlangen noch als Probe der Entbehrungskunst ein sechswöchentliches strenges Fasten.

Bei den Jorkesen und Wotjaken kehrt die junge Frau nach der Hochzeit noch auf mehrere Monate wieder in das väterliche Haus zurück, um sich für diese Zeit noch als Mädchen zu kleiden und für die Eltern zu arbeiten, bis endlich dem Ehemann die Heimholung gestattet wird.

So herrschte auch bei den Christen der ersten Jahrhunderte die Sitte, daß nach der Verlobung und der dabei üblichen Gabe des Ringes, des Kusses, sowie der Feier des Abendmahls dennoch die Verlobten oft noch Jahr und Tag auf die eigentliche Vermählung warten mußten, während welcher Zeit erst Prüfungen ihres Glaubens und der Reinheit ihres Lebenswandels angestellt wurden. Als lächerliche Probe der Enthaltsamkeit ist die sicilianische Sitte anzuführen, die den Neuvermählten nicht gestattet, am Hochzeitsmahle Theil zu nehmen, höchstens, daß ihnen ein Knochen zum Benagen gereicht wird, mit dem Bemerken, daß die Zukunft ihnen oft genug solche Entbehrungen auferlegen wird. Auch ist es auf Sicilien Brauch, daß nach der Trauung dem jungen Paare Honig gereicht wird, mit dem Wunsche, daß süße Liebe und Eintracht stets so ihre Herzen laben möge, wie der Honig den Gaumen. Auch werden Hände voll Weizen als Sinnbild des Ueberflusses über die Neuvermählten geworfen. Dies Bewerfen des Brautpaares ist auch in manchen Gegenden Griechenlands Sitte, nur werden dort

statt des Weizens die Körner des Baumwollsamens genommen. —

Die mannigfaltigsten symbolischen Gebräuche finden vornehmlich bei der Handlung statt, die der Ehe erst ihre gesetzmäßige Giltigkeit giebt, bei der priesterlichen Einsegnung und Zusammensprechung.

Diese Handlung, die Trauung, als eigentliche Vollziehung der Ehe, geschieht entweder durch die Priester oder durch die Oberhäupter und Aeltesten des Volks, öfter auch durch die Väter der Brautleute selbst.

Bei den ersten Christen mußte der Priester, nachdem er beiden Verlobten das Siegeszeichen auf das Haupt gesetzt hatte, sie mit einer Purpurbinde zusammenbinden, worauf dann Bräutigam und Braut Gaben an Brod und Wein auf dem Altare niederlegten. Bei den alten Moskowiten trank der Priester drei Mal aus einem Glase mit Wein, das er alsdann den Verlobten reichte. Nachdem auch diese abwechselnd getrunken hatten, warf der Bräutigam das Glas entzwei.

In Georgien und Mingrelien herrscht die Sitte, daß der Priester, nachdem er den Brautleuten eine Krone aufgesetzt hat, deren Kleider zusammenheftet und ihnen dann Wein zum gemeinschaftlichen Genusse reicht. Nach dieser Ceremonie werden die Kleider wieder getrennt, und die Ehe ist damit geschlossen.

Noch auffallender geschieht die Copulation in Abyssinien, indem dort den Brautleuten auf dem Hofe ein Bett bereitet wird, auf das sie sich setzen müssen. Darauf werden ihnen je ein Zopf Haare abgeschnitten, die Haare in Honigwein gewaschen und die Haare des Bräutigams auf den Kopf

der Braut und umgekehrt gelegt. Das Abschneiden der Haare ist ein Zeichen der Weihe; um diesen Sinn noch deutlicher auszudrücken, werden sie feierlich mit Weihwasser besprengt.

In Armenien wird in der Kirche vom Priester ein Kreuz über die Verlobten gehalten, wobei sie schwören müssen, Kreuz und Leid gemeinschaftlich tragen zu wollen, worauf beide das Abendmahl empfangen. Sie werden dann unter andern Ceremonien mit Rosenwasser besprengt, zuletzt aber wird der Braut eine Kette oder ein Band um die rechte Hand gebunden, an dem sie der Bräutigam aus der Kirche führt.

Bei den Neugriechen ist es ferner Sitte, daß der Pope, nachdem er den Verlobten die mit Bändern geschmückten Kränze auf den Kopf gesetzt hat, zwei Ringe, einen von Gold, den andern von Silber, einsegnet und ihnen an die Finger steckt. Er vertauscht und wechselt oft diese Kränze und Ringe, doch so, daß am Ende der goldene Ring dem Manne, der silberne der Frau verbleibt. Die lange Ceremonie wird damit beschlossen, daß der Pope ein Brod in kleine Stücke zerschneidet und diese in einen Becher legt, welcher mit Wein gefüllt ist. Den ersten Löffel voll nimmt er billig für sich; dann theilt er dem Brautpaare und allen Anwesenden gleichfalls davon mit.

In Croatien müssen die Neuvermählten nach ihrer Rückkehr aus der Kirche gemeinsam einen großen Eierkuchen — als novi nupti — völlig verspeisen.

In Japan wird die Feierlichkeit der Trauung auf einem Berge vollzogen, wo, wenn die Verlobten reich sind, ein prächtiges Zelt aufgeschlagen wird. Auf einem kleinen

Altare, der mit brennenden Lampen umgeben ist, steht die Bildsäule des Gottes Amida. Ein Priester stellt sich an die rechte Seite des Bildes; vor ihm stehen die Verlobten, über die er nach mehreren Gebeten den Ehesegen spricht. Beide tragen Fackeln in den Händen, und die Braut zündet die ihrige an der Lampe neben der Bildsäule des Gottes an, der Bräutigam die seine an der Fackel der Braut. Das Entzünden der Fackel an der heiligen Lampe soll wohl ausdrücken, daß das Feuer der Herzen rein sei, während der Bräutigam, der das Feuer an dem der Braut entzündet, damit sagen will, daß seine Liebe durch ihre Reize entfacht sei.

Bei den Mordwinen, einem finnischen Stamme, setzt sich die verschleierte Braut, sobald sie in die Wohnung des Bräutigams gekommen ist, auf den Tisch neben den letzteren, welcher die Mütze über die Augen gezogen hat. Auf dem Tische liegt ein langer Kuchen, dessen Ende der Vater des Bräutigams unter den Schleier der Braut schiebt und dabei spricht: „Siehe das Licht, habe Glück zu Brod und Kindern." Dann erst sieht der Bräutigam die Braut, welche der Vater, ohne sie ihm vorher zu zeigen und ohne ihn zu fragen, für ihn ausgesucht hat.

Bei den Kalmücken wird beim Abschluß der ehelichen Verbindung eine Schafskeule herbeigeholt, die der Bräutigam oberhalb ergreift und die sich zum Schein sträubende Braut zwingt, unterwärts zuzugreifen. Darauf wird dem Paar eine Schüssel mit zerschnittenem Fleisch vorgehalten, wovon der Bräutigam genießt und die Braut gleichfalls zu nehmen nöthigt, obgleich sie sich wieder scheinbar dagegen sträuben muß. Dann werden die Köpfe beider niedergedrückt und ihnen zugerufen: „Verbeugt euch vor der Sonne, vor

der Schafskeule und vor der Butter," worauf ihnen als Schluß der Ceremonie die Mützen abgenommen werden.

Außerordentlich pomphaft werden die Trauungen bei den Hindus vollzogen. Bei reichen Leuten pflegen oft Hunderte von Brahmanen zusammenzukommen, und die Kosten der Ceremonien und Gastereien belaufen sich in solchen Fällen auf ganz ungeheuerliche Summen.

Bei der Vermählung setzen sich beide Brautleute in eine Ecke des inneren Gezeltes. Um sie herum werden zahlreiche, mit Wasser gefüllte irdene Gefäße im Kreise aufgestellt, zwei größere dem Brautpaare zunächst. Der übrige Raum des Gezeltes wird mit brennenden Lampen besetzt, als Zeichen der Liebe. Die Brahmanen bitten die Götter, in die Krüge hinabzusteigen, worauf die feierliche Opferhandlung erfolgt, indeß auf dem Boden ein Feuer brennt, das mit den kostbarsten Holzarten genährt wird. Dem Vater der Braut wird von den Brahmanen nun vorgesagt, was er der Form gemäß zu thun und zu sprechen hat. Zunächst giebt der Vater seiner Tochter Betel, Bananen und eine Goldmünze in die Hand und legt dieselbe auf die Hand des Schwiegersohnes. Ueber die so vereinigten Hände gießt die Brautmutter etwas Wasser, worauf der Vater die vorgeschriebene Trauungsformel spricht. Der Brahmane nimmt nun den Tali, reicht ihn erst den Göttern, den beiden Verlobten, den Brauteltern und allen Gästen der Reihe nach. Jeder muß die Hand darüber legen, währenddeß der Brahmane die Worte spricht: „Sie werden Getreide, Geld und viele Kinder bekommen" u. s. w. Zuletzt reicht er den Tali wieder dem Bräutigam, der ihn der Braut um den Hals hängt. Dadurch erst wird sie sein Weib, und die Ehe ist geschlossen.

Ein symbolischer Brauch, der andeuten soll, wie mühselig der Lebensweg sich oft gestaltet, besteht auf Island. Der Bräutigam muß dort am Tage der Trauung die Braut einen steilen Felspfad hinanführen, während Eltern und Hochzeitsgäste unten stehen bleiben und ihnen nachblicken. Zuweilen müssen die jungen Eheleute den ganzen Tag auf dem Felsen zubringen, beobachtet von den Hochzeitsgästen und Verwandten. Erst am Abend steigen sie dann herab, um Geschenke und Glückwünsche zu empfangen.

Erzählungen,
Sagen und Dichtungen.

Die Parabel von den drei Ringen.

Wo immer von Ringen die Rede ist, wird diese zuerst durch Lessing weiteren Kreisen bekannt gewordene Parabel berufen sein, einen der ersten Plätze einzunehmen, weshalb auch mit ihr der poetische und erzählende Theil dieses Buches eröffnet wird.

Wie bekannt, war Lessing nicht der Erfinder dieser Geschichte, auf der er seinen „Nathan" aufbaute, sondern nur der Bearbeiter.

Die Ringparabel ist aller Wahrscheinlichkeit nach um das Jahr 1100 von einem spanischen Juden erfunden und hatte schon manche Umwandlung erlebt, bevor Rabbi Salomo ben Verga gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts im „Schebet-Jehuda" ihre erste und einfachste Gestalt der Nachwelt überlieferte.

Von den vielfachen Umwandelungen und Varianten, die sich im Laufe der Jahrhunderte aus der ursprünglichen Fassung bildeten, haben hier nur diejenigen Interesse, die den gegebenen Grundgedanken am reinsten bewahrten und ausbildeten, wenn auch die Anschauungen, von denen die

Autoren ausgehen, ebenso Nutzanwendungen und Schlußfolgerungen je nach ihrer Entstehungszeit wechselten.

Dem Originale stehen der Zeit nach am nächsten zwei Erzählungen der alten, um 1300 entstandenen Sammlung der „Gesta Romanorum", die den Stoff in zwei Erzählungen verschieden behandelt. Die erste hält sich ziemlich treu an das Original, behält auch die drei Ringe bei, während die zweite diese in drei Kleinode verwandelt, in Ring (Fingerlin), Tüchlein und Heftlein. Die Kleinode, die hier allein auf den jüngsten Sohn übergehen, sind die Tugenden des guten Christen: das Tüchlein die Liebe, das Heftlein die herzliche Zuversicht und das Fingerlin „der Glaube", der seinem Träger solche Gnade bei Gott und den Menschen zusichert, daß ihm kein Wunsch unerfüllt bleibt. Beide aber betonen einseitig das christliche Privileg, wenn auch die zweite Fassung der „Gesta" eine Beziehung auf Juden und Sarazenen aus dem Spiele läßt.

Nun folgt die Form, die Boccaccio der Parabel gab, wie sie sich als dritte Novelle des ersten Tages im „Dekameron" findet; und den Schluß bildet Lessings berühmte Erzählung aus „Nathan der Weise".

I.

Pedro von Arragonien versucht einst auf den Rath seines Ministers, dem im Rufe der Weisheit stehenden Juden Ephraim Sanchus eine Falle zu stellen, indem er ihm die Frage vorlegt, ob Christenthum oder Judenthum die bessere Religion sei. Die Frage ist verfänglich für den Juden, der wohl weiß, daß Zwangstaufen und andere Gewaltthaten den gewöhnlichen Abschluß solcher Religionsgespräche bilden. Giebt er dem Christenthume den Preis, so verleugnet er seinen Glauben, hält er es mit dem Judenthume, so beleidigt er den König, und es kommt daher vor Allem darauf an, einer directen Beantwortung der Frage aus dem Wege zu gehen: „Unser Gott hat uns aus Aegypten in die Freiheit geführt, euer Gott hat euch die Herrschaft gegeben, wir können beide zufrieden sein." Aber damit kommt er nicht durch; der König will ausdrücklich wissen, welche Religion der Jude für die bessere hält, und giebt ihm für die Antwort eine Bedenkzeit von drei Tagen.

Ephraim findet Rath; er ersinnt eine schlaue Komödie. Scheinbar verwirrt und fassungslos kommt er zum Könige, dem er erzählt: sein Nachbar, ein Juwelier, habe vor einem Monat, vor Antritt einer Reise, seine beiden Söhne durch

Schenkung je eines kostbaren Steines über seine Abwesenheit trösten wollen; heute nun hätten die Söhne ihn, den Ephraim, über den Werth und Unterschied der Kleinode befragt und auf seine Erklärung, daß darüber allein der Vater entscheiden könnte, dessen Rückkehr sie abwarten müßten, geschmäht und geschlagen. Der König findet, daß diese ungerechte Behandlung des Juden seitens der Söhne Strafe verdient. Nun aber spricht Ephraim: „Möge dein Ohr hören, was dein Mund sagt; auch die Brüder Esau und Jakob haben jeder einen Edelstein, doch willst du wissen, wem der bessere gehört, so schick einen Boten zu dem großen Juwelier im Himmel droben, der allein den Unterschied kennt."

Mit dieser Antwort ist der König zufrieden und entläßt den Juden reich geehrt und beschenkt.

Aus dem „Schebet-Jehuda" des Rabbi Salomon ben Verga, aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, nach einem etwa um das Jahr 1100 entstandenen Originale.

II.

Ein König hatte drei Söhne und einen edlen Stein. Die Söhne aber bekriegten sich untereinander, der Vater aber hatte einen besonders lieb vor den andern. Daher ließ er drei Ringe machen und in zwei ließ er zwei Gläser legen, die gleich waren dem edlen Steine. Und den Ring mit dem edlen Steine gab er dem liebsten Sohne, den beiden anderen aber die Ringe mit den unechten. Jeder der Söhne wähnte nun, er habe den echten. Davon hörte ein weiser Meister und sprach: Wir wollen versuchen, welcher Ring Siechthum vertreibt. Das thaten sie, und die zwei Ringe wirkten nichts, der dritte aber vertrieb Siechthum. Da ward klar, daß der Vater den lieber gehabt, dem er das gute Ringlein gegeben hatte. Nutzanwendung: „Es ist klar, daß Gott die Christenheit mehr liebt, deshalb hinterließ er ihr den Ring, der die Blinden erleuchtet, der die Kranken heilt, die bösen Geister verjagt und die übrigen Tugenden wirkt. Dieser Ring ist der katholische Glaube."

Aus „Gesta Romanorum"
(Anfang des 14. Jahrhunderts).

III.

Einst war ein weiser König Darius, der drei Söhne hatte, welche er sehr liebte. Wie er aber sterben wollte, setzte er sein ganzes Erbe seinem Erstgebornen aus, dem zweiten gab er Alles, was er sich während seines Lebens erworben hatte, und dem dritten jüngeren Sohne gab er drei kostbare Spielzeuge, nämlich einen goldenen Ring, ein Halsband und ein kostbares Tuch. Der Ring besaß aber die Eigenschaft, daß der, welcher ihn an seinem Finger trug, sich die Gunst Aller dermaßen gewann, daß er von ihnen Alles, warum er sie bat, bekam. Das Halsband hatte die Kraft, daß der, welcher es auf der Brust trug, Alles, was sein Herz begehrte und was nur zu haben war, bekam, und das Tuch endlich hatte das Eigene, daß, wer nur auf demselben saß und bei sich irgend wo zu sein wünschte, gleich da war, wo er sein wollte. Diese drei Spielwerke gab er seinem jüngsten Sohne; er sollte aber vorerst die Wissenschaften treiben, seine Mutter aber sollte sie ihm aufheben und zur gelegenen Zeit ihm übergeben. Gleich darauf gab der König seinen Geist auf und ward mit allen Ehren

bestattet. Die beiden ersten Söhne nahmen nun ihre Vermächtnisse in Besitz. und der dritte Sohn erhielt von seiner Mutter den Ring, um sich auf eine Schule zu begeben. Seine Mutter aber sprach zu ihm: „Mein Sohn, erwirb Dir Kenntnisse und hüte Dich vor den Frauenzimmern, damit Du nicht etwa um Deinen Ring kommst.“ Jonathas nahm aber seinen Ring, begab sich auf die Schule und machte gute Fortschritte in den Wissenschaften. Nach diesem begegnete ihm eines Tages auf der Gasse ein ziemlich hübsches Mägdlein, er ward von Liebe zu ihr ergriffen, nahm sie mit sich und bediente sich sogleich seines Ringes, wodurch er sich die Gewogenheit Aller erwarb und von ihnen erhalten konnte, was er wollte. Das Mägdlein aber, seine Geliebte, wunderte sich, wie er so herrlich leben könnte, da er doch kein Geld hatte. Als er daher einstmals sehr guter Dinge war, fragte sie ihn um die Ursache und sagte, es sei kein Geschöpf unter dem Himmel, welches ihn mehr liebe, folglich müsse er es ihr sagen. Jener aber, der sich ihre Bosheit nicht überlegt hatte, sagte ihr, die Kraft des Ringes sei so und so u. s. w. Jene aber erwiderte: „Da Du alle Tage mit Leuten umzugehen pflegst, so könntest Du ihn verlieren, darum will ich Dir ihn treulich aufheben.“ Hierauf übergab er ihr seinen Ring; da er ihn aber nicht wieder bekommen konnte, weinte er bitterlich, da er nun nichts mehr zu leben hatte. Er kehrte hierauf zu seiner Mutter, der Königin, zurück und meldete ihr den Verlust seines Ringes. Jene aber sprach: „Mein Sohn, ich habe Dir vorhergesagt, hüte Dich vor Weibern, siehe, ich gebe Dir hiermit das Halsband, welches Du sorgsamer bewahren magst, denn wenn Du es verlierst, wirst du aller Ehre und Vortheile verlustig gehen.“ Jonathas aber nahm das Hals-

band und begab sich wiederum auf dieselbe Schule, und siehe da, seine Geliebte kam ihm am Thore der Stadt entgegen und empfing ihn voller Freude, er aber behielt sie bei sich wie zuvor. Er trug nun das Halsband auf der Brust und bekam Alles, woran er nur dachte, und stellte wie früher viele Schmäuse an und lebte herrlich und in Freuden. Darüber wunderte sich aber seine Geliebte, weil sie weder Silber noch Geld bei ihm sah; sie dachte also, er müsse irgend ein anderes Spielwerk mitgebracht haben, was sie auch schlau von ihm herausbrachte, so daß er ihr das Halsgeschmeide zeigte und ihr seine Kräfte mittheilte. Sie aber sprach zu ihm: „Du trägst das Halsband beständig bei Dir, in einer einzigen Stunde könntest Du Dir aber so viel denken, was für ein Jahr genug wäre, gieb es mir also aufzuheben.“ Jener aber versetzte: „Ich fürchte, daß Du, wie Du meinen Ring verloren hast, so auch mein Halsband verlieren könntest, und so würde ich einen außerordentlichen Verlust erleiden.“ Sie aber sprach: „O Herr, durch den Ring habe ich mir schon die Kunst, etwas aufzubewahren, angeeignet, ich verspreche Dir auf's Wort, daß ich das Halsband so bewahren will, daß es Niemand von mir forttragen soll.“ Jener aber glaubte ihren Worten und übergab ihr sein Halsband. Wie aber Alles aufgezehrt war, da verlangte er sein Halsband, und sie beschwor, wie zuvor, es sei ihr heimlich entwendet worden. Wie das Jonathas hörte, weinte er bitterlich und sprach: „Habe ich nicht den Verstand verloren, daß ich nach dem Verlust meines Ringes Dir auch noch mein Halsband übergeben habe?“ Er machte sich also auf den Weg zu seiner Mutter und berichtete ihr den ganzen Hergang der Sache. Jene aber betrübte sich nicht wenig darüber und sprach: „O mein lieber Sohn, warum

hast Du Deine Hoffnung auf ein Weib gesetzt, von der Du jetzt schon zum zweiten Male hintergangen worden bist.“ Du wirst nunmehr von Allen für dumm geachtet, lerne doch endlich einmal Klugheit, denn ich habe nun nichts mehr, als dieses köstliche Tuch, welches Dir Dein Vater gegeben hat; wenn Du aber auch dieses verlierst, darfst Du nie wieder zu mir kommen.“ Jener aber nahm das Tuch und begab sich wieder auf die Schule, und seine Geliebte nahm ihn wie zuvor freudig auf. Er aber breitete sein Tuch aus und sprach zu ihr: „Meine Liebe, dieses Tuch hat mir mein Vater gegeben“ und sie setzten sich beide auf dasselbe.

Jonathas aber dachte bei sich: O wenn wir doch gleich so weit weg und da wären, wo keine Menschenseele hinkommt. Und also geschah es.

Denn sie befanden sich am Ende der Welt in einem Walde, der weit entfernt von allen menschlichen Wohnungen lag. Jene aber ward sehr traurig, und er schwur zu Gott, daß er sie den wilden Thieren zum Fressen überlassen wolle, wenn sie ihm nicht seinen Ring und sein Halsband wieder geben würde; sie aber versprach es zu thun, wenn es irgend möglich sei, und auf das Bitten seiner Geliebten sagte ihr Jonathas die Kraft dieses Tuches, daß der, welcher darauf wäre und bei sich dächte, wo er gleich sein wollte, auch alsbald dort wäre. Hierauf setzte er sich selbst auf das Tuch und legte ihren Kopf auf seinen Schooß; als er aber anfing einzuschlafen, zog sie einen Theil des Tuches, auf dem er saß, an sich, und dabei dachte sie: Wäre ich doch an dem Orte, wo ich heute früh gewesen bin, und alsbald geschah es also, und Jonathas blieb schlafend in dem Forste zurück.

Wie er aber aus seinem Schlafe erwachte und sah, daß

ihm sein Tuch von seiner Geliebten entführt worden sei, da weinte er bitterlich und wußte nicht, nach welchem Orte er sich wenden sollte. Er stand also auf, und als er sich durch das Zeichen des Kreuzes geschützt hatte, machte er sich auf den Weg nach einer Straße, durch die er zu einem tiefen Gewässer gelangte, über welches er setzen mußte, welches aber so bitter und heiß war, daß es ihm das Fleisch seiner Füße bis auf den Knochen absengte. Er aber ward sehr traurig, nahm ein Gefäß voll von diesem Wasser und trug es mit sich hinweg. Als er aber weiter gekommen war, fing er an zu hungern, und da er einen Baum sah, so aß er von dessen Früchten und bekam alsbald den Aussatz. Auch von diesen Früchten sammelte er sich einige und nahm sie mit sich. Nachher kam er an ein anderes Wasser, und als er hindurchgeschritten war, hatte dasselbe das Fleisch an seine Füße wieder zurückgebracht: Also füllte er sich wieder ein Gefäß an mit diesem Wasser und nahm es mit sich. Als er aber wieder weiter ging, fing er abermals an hungrig zu sein, und da er einen Baum sah, nahm er einige Früchte desselben und verzehrte sie, und wie er durch die erste Frucht mit dem Aussatze behaftet worden war, also ward er durch die zweite wiederum davon befreit. Auch von diesem steckte er einige Früchte zu sich und nahm sie mit sich hinweg. Wie er aber immer weiter fürbaß zog, da sah er ein Schloß vor sich, und es begegneten ihm einige Leute, welche ihn fragten, wer er wäre. Jener aber sprach: „Ich bin ein erfahrener Arzt.“ Hierauf sprachen sie: „Der König dieses Landes ist auf jener Burg und hat den Aussatz; wenn Du ihn von diesem Uebel zu heilen vermöchtest, würde er Dir viele Schätze verehren.“ Jener aber erwiderte: „Allerdings,

das kann ich." Hierauf führten ihn jene zu ihrem König; er gab ihm von der zweiten Frucht zu essen, und er ward von seinem Aussatz geheilt, und von dem zweiten Wasser gab er ihm zu trinken, wodurch er ihm das verlorene Fleisch wiederbrachte. Also gab ihm der König viele Geschenke, Jonathas aber fand ein Schiff aus seiner Stadt daselbst und ließ sich durch dasselbe dahin bringen. Alsbald ging ein Gerücht durch die ganze Stadt, daß ein großer Arzt angekommen sei, und da gerade seine Geliebte, welche ihm seine Spielwerke entwendet hatte, auf den Tod erkrankt war, schickte sie nach diesem Arzte. Jonathas aber ward von Niemandem erkannt, kannte sie aber sehr wohl und sagte, daß seine Medicin keine Wirkung thun könne, wenn sie ihm nicht zuvor alle ihre Sünden bekannt und wenn sie Jemanden betrogen, diesem sein Eigenthum wieder erstattet hätte. Jene aber bekannte mit lauter Stimme, wie sie den Jonathas um seinen Ring, seine Halskette und sein Tuch betrogen und ihn in einer Einöde verlassen hätte, um von den wilden Thieren gefressen zu werden. Wie jener dieses hörte, sprach er: „Saget mir, Dame, wo sind jene drei Spielzeuge?" Jene aber sprach: „In meiner Truhe," und sie gab ihm die Schlüssel derselben, und er fand sie darin.

Jonathas aber gab ihr von der Frucht jenes Baumes zu essen, von dem er den Aussatz bekommen hatte, und von dem ersten Wasser, welches das Fleisch von seinen Gliedern getrennt hatte, zu trinken, und wie sie davon gegessen und getrunken hatte, vertrocknete sie sogleich, fühlte innerliche Schmerzen und schrie kläglich auf. Jonathas machte sich hierauf mit seinen Spielwerken zu seiner Mutter auf, und das ganze Volk

freute sich über seine Ankunft; er aber erzählte seiner Mutter vom Anfang bis zu Ende, wie ihn Gott von vielen bösen Gefahren erlöst hätte, lebte noch einige Jahre und beschloß sein Leben in Frieden.

Aus „Gesta Romanorum“.

IV.

Saladin, der so tapfer war, daß er nicht nur aus einem geringen Manne zum Sultan von Babylon ward, sondern auch außerdem noch manche Siege über die sarazenischen und christlichen Fürsten erfocht, hatte theils in verschiedenen Kriegen, theils durch seinen großen Aufwand und Pracht, einst seinen ganzen Schatz erschöpft, und nun traf es sich eben, daß er plötzlich einer ansehnlichen Summe bedurfte, die er nirgends so schnell aufzutreiben wußte, als er sie nöthig hatte. In dieser Verlegenheit erinnerte er sich eines reichen Juden, der Melchisedech hieß und in Alexandrien auf Wucher zu leihen pflegte, und er glaubte, dieser könnte ihm helfen, wenn er wollte.

Der Jude war aber so geizig, daß er es von freien Stücken nimmer würde gethan haben, und offenbare Gewalt wollte Saladin nicht brauchen. Weil ihn jedoch die Noth drang, so sann er auf ein Mittel, den Juden unter einem scheinbaren Vorwande zu zwingen, seinen Beutel aufzuthun. Er ließ ihn demnach zu sich rufen und hieß ihn freundlich sich neben ihn setzen, indem er zu ihm sagte: „Trefflicher Mann, ich habe von verschiedenen Leuten gehört, daß Du weise bist

und in geistlichen Dingen sehr erfahren. Darum möchte ich gern von Dir wissen, welche von den drei Lehren Du für die wahrhafteste hältst, die jüdische, die sarazenische oder die christliche."

Der Jude, der in der That ein kluger Mann war, merkte sehr gut, daß ihn Saladin mit seinen Worten zu fangen suchte, um Händel mit ihm anzufangen, und er glaubte daher, daß er keine von den drei Religionen mehr als die anderen loben dürfe, damit Saladin seinen Zweck nicht erreichte, und da es auf eine schnelle Antwort ankam, wodurch er keine Blöße gäbe, so kam ihm auf der Stelle sein Scharfsinn zu rechter Zeit zu Statten, und er sagte: „Mein Herr, Ihr habt mir da eine wichtige Frage vorgelegt; um Euch aber zu sagen, wie ich darüber denke, so bitte ich Euch, vorher eine kleine Geschichte von mir anzuhören. Wenn mir recht ist, so hat man mir oft erzählt, daß einst ein reicher vornehmer Mann war, der unter anderen kostbaren Kleinoden, die sich in seinem Schatze befanden, einen sehr schönen und köstlichen Ring besaß, welchen er wegen seines Werthes und seiner Schönheit besonders auszeichnen und ihn deswegen auf immer bei seiner Nachkommenschaft erhalten wollte, und darum befahl er, daß derjenige unter seinen Söhnen, welchem er diesen Ring hinterlassen würde, als sein Erbe angesehen werden sollte, und alle seine anderen Brüder sollten ihn als das Haupt der Familie ehren und hochachten. Derjenige, der den Ring erbte, beobachtete gegen seine Nachkommen dasselbe Verfahren und folgte dem Beispiel seiner Ahnherren. So ward der Ring vom Vater auf den Sohn durch viele Geschlechter vererbt, bis ihn endlich einer bekam, der drei liebenswürdige

und tugendhafte Söhne hatte, welche dem Vater alle gleich gehorsam waren und deswegen alle drei von ihm gleich geliebt wurden. Die Jünglinge, welchen das Herkommen mit dem Ringe bekannt war, und welche einer wie der andere wünschten, ein jeder vor den übrigen der Geehrteste zu sein, bestrebten sich um die Wette, den Ring zu bekommen, und ein jeder von ihnen bat den Vater, der schon alt war, ihm denselben nach seinem Tode zu vermachen. Der gute Vater, der seine Söhne gleich lieb hatte und selbst keine Wahl unter ihnen zu treffen wußte, versprach einem jeden, ihm den Ring zu geben, und ersann ein Mittel, sie alle drei zu befriedigen.

Er ließ deßwegen bei einem geschickten Meister heimlich zwei andere Ringe machen, die dem ersten so völlig ähnlich waren, daß er selbst, der sie hatte verfertigen lassen, kaum im Stande war, den echten von dem unechten zu unterscheiden. Auf seinem Sterbebette gab er jedem seiner Söhne insgeheim einen von den drei Ringen. Nach seinem Tode wollte nun ein jeder von den Söhnen der Erbe sein und den Vorrang vor seinen Brüdern behaupten, und um diesen den anderen streitig zu machen, zog ein jeder, dem hergebrachten Gebrauche gemäß, seinen Ring hervor. Da war aber ein Ring dem anderen so ähnlich, daß es nicht möglich war, den echten zu erkennen, und die Frage, wer der rechte Erbe des Vaters wäre, blieb unentschieden bis auf diesen Tag. Und eben dieses sage ich Euch, mein Herr, von den drei Religionen, die Gott der Vater den drei Völkern gegeben hat, wegen welcher Ihr mich befraget. Ein jedes derselben glaubt, sein Erbtheil, seine Lehre und seine Gesetze unmittelbar von ihm empfangen zu haben. Von welchem unter ihnen aber sich

dieses mit Wahrheit behaupten lasse, das bleibt, so wie bei den drei Ringen, noch unausgemacht."

Saladin sah wohl ein, daß der Jude sich gut aus der Schlinge zog, die er ihm gelegt hatte. Er entschloß sich demnach, ihm sein Anliegen geradezu zu eröffnen und zu versuchen, ob er ihm von freien Stücken würde helfen wollen. Er that es und gestand ihm zugleich, was seine Absicht gewesen wäre, zu thun, wenn er nicht so vernünftig geantwortet hätte. Der Jude bediente ihn willig mit der ganzen Summe, die er brauchte, und Saladin bezahlte ihm in der Folge nicht nur seine Schuld, sondern machte ihm noch überdies ansehnliche Geschenke und behielt ihn als seinen Freund in großen Ehren und Ansehen beständig bei sich.

Aus dem Dekameron des Boccaccio.

V.

Nathan.

Vor grauen Jahren lebt' ein Mann im Osten,
Der einen Ring von unschätzbarem Werth
Aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann im Osten darum nie
Vom Finger ließ, und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bei seinem Hause zu
Erhalten! Nämlich so: Er ließ den Ring
Von seinen Söhnen dem geliebtesten,
Und setzte fest, daß dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der liebste sei; und stets der liebste,
Ohn' Anseh'n der Geburt, in aller Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses werde. —
Versteh' mich, Sultan.

Saladin.

Ich versteh' Dich. Weiter!

Nathan.

So kam nun dieser Ring, von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen,
Die alle drei ihm gleich gehorsam waren,
Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit schien ihm bald der, bald dieser, bald
Der dritte, — so wie jeder sich mit ihm
Allein befand, und sein ergießend Herz
Die andern zwei nicht theilten, — würdiger
Des Ringes, den er denn auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte zu versprechen.
Das ging nun so, solang' es ging. — Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kommt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn, zwei
Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
Verlassen, so zu kränken. — Was zu thun?
Er sendet in geheim zu einem Künstler,
Bei dem er nach dem Muster seines Ringes
Zwei andere bestellt und weder Kosten
Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann selbst der Vater seinen Musterring
Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
Er seine Söhne, jeden insbesondere!
Giebt jedem insbesondere seinen Segen, —
Und seinen Ring, — und stirbt. — Du hörst doch, Sultan?

Saladin (der sich betroffen von ihm gewandt).

Ich hör', ich höre! — Komm mit deinem Märchen
Nur bald zu Ende. — Wird's?

Nathan.

Ich bin zu Ende.
Denn was noch folgt, versteht sich ja von selbst —
Kaum war der Vater todt, so kommt ein Jeder
Mit seinem Ring, und Jeder will der Fürst
Des Hauses sein. Man untersucht, man zankt,
Man klagt. Umsonst; der rechte Ring war nicht
Erweislich; —
(Nach einer Pause, in welcher er des Sultans Antwort erwartet.)
Fast so unerweislich, als
Uns jetzt — der rechte Glaube.

Saladin.

Wie? das soll
Die Antwort sein auf meine Frage? ...

Nathan.

Soll mich bloß entschuldigen, wenn ich die Ringe
Mir nicht getrau' zu unterscheiden, die
Der Vater in der Absicht machen ließ,
Damit sie nicht zu unterscheiden wären.

Saladin.

Die Ringe! — Spiele nicht mit mir! — Ich dächte,
Daß die Religionen, die ich dir
Genannt, doch wohl zu unterscheiden wären.
Bis auf die Kleidung; bis auf Speis' und Trank!

Nathan.

Und nur von Seiten Ihrer Gründe nicht. —
Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte?
Geschrieben oder überliefert! — Und
Geschichte muß doch wohl allein auf Treu'
Und Glauben angenommen werden? — Nicht? —
Nun wessen Treu' und Glauben zieht man denn
Am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch deren Blut sind wir? doch deren, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? die uns nie getäuscht, als wo
Getäuscht zu werden uns heilsamer war?
Wie kann ich meinen Vätern weniger,
Als du den deinen glauben? Oder umgekehrt:
Kann ich von dir verlangen, daß du deine
Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht
Zu widersprechen? Oder umgekehrt.
Das Nämliche gilt von den Christen. Nicht? —

Saladin.

(Bei dem Lebendigen! der Mann hat Recht. Ich muß verstummen.)

Nathan.

Laß auf unsere Ring'
Uns wieder kommen. Wie gesagt; die Söhne
Verklagten sich; und jeder schwur dem Richter,
Unmittelbar aus seines Vaters Hand
Den Ring zu haben — wie auch wahr! — nachdem
Er von ihm lange das Versprechen schon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen. — Wie nicht minder wahr! — Der Vater,

Betheu'rte Jeder, könne gegen ihn
Nicht falsch gewesen sein; und eh' er dieses
Von ihm, von einem solchen lieben Vater,
Argwohnen lass', eh' müss' er seine Brüder
So gern er sonst von ihnen nur das Beste
Bereit zu glauben sei, des falschen Spiels
Bezeihen; und er wollte die Verräther
Schon auszufinden wissen, sich schon rächen.

Saladin.

Und nun der Richter? — Mich verlangt zu hören,
Was du den Richter sagen lässest. Sprich!

Nathan.

Der Richter sprach: Wenn Ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle schafft, so weis' ich Euch
Von meinem Stuhle. Denkt Ihr, daß ich Räthsel
Zu lösen da bin? Oder harret Ihr,
Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne? —
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen,
Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß
Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun, wen lieben zwei
Von Euch am meisten? — Macht, sagt an! Ihr schweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten? — O, so seid Ihr alle drei
Betrogene Betrüger! Eure Ringe
Sind alle drei nicht echt. Der echte Ring

Vermuthlich ging verloren. Den Verlust
Zu bergen, zu ersetzen, ließ der Vater
Die drei für einen machen.

Saladin.

Herrlich! herrlich

Nathan.

Und also, fuhr der Richter fort, wenn Ihr
Nicht meinen Rath, statt meines Spruches wollt:
Geht nur! — Mein Rath ist aber der: Ihr nehmt
Die Sache völlig, wie sie liegt. Hat von
Euch Jeder seinen Ring von seinem Vater:
So glaube Jeder sicher seinen Ring
Den echten. — Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des einen Rings nicht länger
In seinem Hause dulden wollen! — Und gewiß,
Daß er Euch alle drei geliebt, und gleich
Geliebt: Indem er zwei nicht drücken mögen,
Um einen zu begünstigen. — Wohlan!
Es eifre Jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von Euch Jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! Komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hülf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei euern Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad' ich über tausend tausend Jahre

Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weis'rer Mann auf diesem Stuhle sitzen,
Als ich, und sprechen. Geht! — So sagte der
Bescheid'ne Richter.

Gotth. Ephr. Lessing.
Aus „Nathan der Weise".

Sakuntala.

(Nach dem indischen Drama des Kalidasa.)

König Duschiantu, der der Jagd obliegt, geräth bei Verfolgung einer Gazelle in den Bußhain des frommen und weisen Kanwa, wo er drei Jungfrauen findet, die unter lustigem Plaudern emsig beschäftigt sind, die Bäume der Siedelei zu begießen. Den Blicken der Mädchen verborgen, schaut er auf das liebliche Bild, und sein Herz entbrennt für die Jüngste der drei, für die liebliche Sakuntala, die Tochter einer Nymphe und des Einsiedlers Kanwa. Dieser ist nach Somatirtha gewallfahrtet, um ein böses Geschick, welches der Sakuntala droht, durch Opfer abzuwenden, und hat währenddessen dieser die Bewirthung der Gäste aufgetragen.

Der König, der sich Anfangs nicht zu erkennen giebt, gewinnt schnell das Herz der Sakuntala, der er sich heimlich vermählt. Als er endlich scheiden muß, um in seine Residenz zurückzukehren, giebt er der Geliebten einen Ring, auf dem sein Name eingegraben ist, mit dem Versprechen, daß er in so vielen Tagen, als der Name Buchstaben zählt, sie in sein Frauengemach holen lassen will.

Nach dem Abschiede vergißt Sakuntala ganz der sie umgebenden Gegenwart, im Gedenken nur dem Geliebten lebend und in Träumen befangen verletzt sie unbewußt einen als jähzornig bekannten Büßer, der, durch diese Verletzung der Ehrfurcht in höchste Erregung gerathend, ihr flucht:

„Ha Gastverächterin!
Er, den im Sinn Du hast, nichts anders denkend,
Nichtachtend mein, des Bußereichen Nähe,
Soll, auch erinnert, Dein sich nicht entsinnen
Wie seines früheren Worts ein Rauschbetäubter.“

Sakuntala's Gespielinnen, die diese Worte gehört, eilen dem Zornigen nach, ihn anflehend, den Fluch zurückzunehmen und dem der Büßermacht unkundigen Mädchen zu verzeihen. Er läßt sich erweichen, doch unwahr darf sein Wort nicht werden, nur mildern will er's dahin, daß durch den Anblick eines Erkennungszeichens der Fluch sich lösen soll. Die Freundinnen gedenken des Ringes, in welchem Sakuntala ein Hilfsmittel besitzt, und beruhigen sich daher leicht über das Schicksal ihres Lieblings und suchen der Zarten das Geschehniß zu verbergen, die in ihrer Selbstvergessenheit den Fluch nicht hörte.

Freudlos vergehen die Tage, doch vom König kommt keine Kunde, was die treuen Gefährtinnen tief traurig macht.

Als nach einiger Zeit der zurückkehrende Kanwa von dem Vorgefallenen hört, zürnt er der Tochter nicht, sondern begrüßt sie freudig; war das Opfer, wenn auch nicht ganz ohne trübe Zeichen, doch glückverheißend, und aus dem Feuerhort hat ihm eine Stimme verkündet, daß Sakuntala's Nachkomme zum Heile der Welt geboren werden würde.

Gleich will er die Tochter unter dem Schutze frommer Männer dem Gatten zusenden.

Schwer wird den Bewohnern der Siedelei der Abschied von der reizenden Sakuntala, der ganze Bußhain trauert:

„Fallen lassen den Bissen Gras die Reh', es lassen ihren
Tanz die Pfauen,
Mit ihrer welken Blätter Fall vergießen Thränen gleichsam
die Lianen."

Auch Sakuntala ist schmerzlich bewegt, weinend nimmt sie Abschied. Die Mahnung der Gespielen, daß, wenn der König sie nicht gleich erkenne, sie ihm den Ring zeigen solle, weckt ihr böse Ahnungen, macht sie scheu und ängstlich.

Mit ihren Begleitern langt sie im Palaste an und wird auf Wunsch mit den Büßern vor den König geführt, der sie nicht erkennt.

Fruchtlos sind alle Betheuerungen, er bestreitet, daß er sich Sakuntala vermählt. Da gedenkt die Schwergeprüfte des Ringes, doch als sie die Hand erhebt, bemerkt sie, daß er verloren ist, man nimmt an, daß er ihr während der Andachtsübungen an heiliger Badestätte in die Gangeswellen gefallen ist.

Die Kanwajünger bestehen darauf, daß der König die Gemahlin behalte, und gehen zürnend fort, die jammernde Sakuntala zurücklassend.

Auf den Rath des Hauspriesters soll die Verlassene vorläufig im Palaste bleiben, aber auf dem Wege zu der ihr angewiesenen Wohnung, im Garten am Nymphenteiche, wird die laut Wehklagende durch eine lichtumflossene Frauengestalt der Erde plötzlich entrückt.

Nach einiger Zeit findet ein Fischer im Bauche eines Goldkarpfen den verlorenen Ring, der dem König überbracht wird, und bei dessen Anblick erinnert er sich sofort der Sakuntala und seiner Vermählung mit ihr.

Peinigende Reue ergreift Duschianta, schlaflos verbringt er die Nächte, und freudlos irrt er am Tage umher; der thränentrübe Blick, den die verschmähte Sakuntala ihm scheidend zugeworfen, brennt in seinem Herzen wie ein in Gift getauchter Pfeil.

Noch ganz in seinen Schmerz versunken, heischt Indra seine Hilfe gegen eine feindliche Dämonenschaar; mit Pfeil und Bogen bewehrt besteigt er den Wagen, den der Gott ihm sendet. Nach glänzendem Siege führt der Wagenlenker den König aus Wolkenhöhe zur Erde zurück, auf einen Berg, der Bußübungen Vollendungsplatz, der heiligsten Stätte auf Erden. Während des Harrens auf den hier wohnenden Heiligen, den der König verehrend begrüßen will, erblickt er einen auffallend muthigen und schönen Knaben, zu dem es ihn mächtig hinzieht. Als dann der Knabe beim tollkühnen Spiel mit einem jungen Löwen sein Amulet vom Arme verliert, hebt es der König auf, was unter den Frauen große Bestürzung hervorruft, denn das Amulet besteht aus einem Kraut, „Unüberwindlich" genannt, das dem Knaben bei seiner Geburtsweihe von einem Heiligen verehrt wurde. Dies Kraut kann nur Vater und Mutter oder er selber vom Boden aufheben, nimmt es ein Anderer, so wird es zur Schlange und beißt den, der es berührt.

Die Frauen überbringen eilends diese Wundermär der Mutter, die staunend herbeieilt und gleich den König erkennt,

der in der bleichen Gestalt in unscheinbarem Gewande die schmerzlich betrauerte Gattin wiederfindet.

Mit Mutter und Sohn besteigt er den Indrawagen, und unter den Segenswünschen der heiligen Männer führt er beide in seine Hauptstadt, in seinen Palast ein.

Nach der Uebersetzung aus dem Sanskrit
von Friedrich Rückert.

Der Nibelungenring.

Die drei Götter Odin, Hoener und Loke kommen bei einer Wanderung zu dem Wasserfall des Zwerges Andvares. Sie erblicken dort eine Otter an einem erhaschten Lachse kauend, und Loke wirft sie todt. Die Asen, über diesen Fang erfreut, nehmen ihr Nachtlager bei Hreidmar, und hier offenbart sich, daß jene Otter ein dritter Sohn Hreidmars gewesen, der die Gestalt dieses Thieres angenommen hatte. Die Götter werden festgehalten und müssen Lösegeld entrichten.

Loke wird ausgesandt, das nöthige Gold herbeizuschaffen, und fängt mit dem von der Göttin Ran erborgten Netze den als Fisch umherschwimmenden Andvare, und nöthigt ihn, seine Schätze herauszugeben, womit Hreidmar befriedigt wird.

Der Zwerg Andvare hat dem Loke seinen ganzen Schatz hervorgetragen, fleht aber, ihm einen kleinen Goldring zu lassen. Die Snorra-Edda weiß, warum der Zwerg so viel Werth darauf legt. Er konnte sich, wenn er ihn behielt, damit sein Gold wieder vermehren. Loke, unerbittlich, nimmt ihn weg. Da verwünscht der Zwerg den Ring: Jedem, der ihn besitze, soll er den Tod bringen. Odin behält ihn für sich,

weil er ihm gefällt, und darin, daß er ohne Gefahr den verderblichen Ring besitzt, zeigt sich seine göttliche Natur.

Mit dem Golde wird das Lösegeld entrichtet, doch um es voll zu machen, muß Odin auch jenen Ring, Andvaranaut genannt, herausgeben.

Der ausgesprochene Fluch geht in Erfüllung, nach der Reihe empfangen den Ring Hreidmar, Fafne, Sigurd, Brunhild, Gudrun, die ihn dem Hogni sendet, und alle sterben eines gewaltsamen Todes.

Der Ring, den Siegfried Brunhild abzieht, ist ohne Zweifel Andvaranaut, die Volsunga Saga berichtet es ausdrücklich. Der Hort ist ein Zwergschatz; ein solcher faßt unermeßliche Reichthümer in sich, das ist noch jetzt Volksglaube.

Andvares' Hort zeichnet sich durch zwei Wunderdinge aus, durch den Aegishelm, vor dem jedes lebendige Wesen erzittert, und den Andvaranaut.

Der Werth, den der Zwerg darauf setzt, und die verlorene Schätze wieder erzeugende Kraft verräth seine Natur: in ihm liegt eigentlich der Hort beschlossen. Andvares' Fluch verkehrte das Glück, das mit des Ringes Besitz verbunden war.

Das Gold, welches dem Hreidmar wiederum von dem eigenen Sohne Fafne geraubt wird, kommt späterhin in Sigurd's Hände und ist der berühmte Nibelungenhort.

Wilh. Grimm: Deutsche Heldensage.

Gyges und sein Ring.

Nach dem Drama von Friedrich Hebbel erzählt.

Am Hofe des Kandaules, Königs von Lydien, stand der Grieche Gyges in ganz besonderer Gunst; Herzensreinheit und Tapferkeit gewannen ihm des Herrschers Herz so sehr, daß er ihn mit Zärtlichkeit liebte und kein Geheimniß vor ihm hatte. Nur eins drückte Kandaules, er besaß eine wunderbar schöne Frau, aber sie war aus fernen Landen, wo die Sitte es verlangt, daß außer dem Vaterauge nur das Auge des Gatten die Frau erblicken darf, anderer Männer Angesicht jedoch der Tod für sie ist.

Wie gern hätte der König dem Freunde sein Kleinod gezeigt, das ihm köstlicher schien, als alle Schätze der Welt, und in feurigen Worten schilderte er ihren Liebreiz, doch es erschien ihm, als wenn Gyges an so viel Schönheit zweifle. Und wenn auch dieser ihm betheuerte, daß er den Worten des Königs vollen Glauben schenke, so rief er traurig: „Ach, wer glaubt an Perlen in geschlossener Hand."

Wie alljährlich, sollten die großen Wettspiele der Lyder gefeiert werden, Gyges bat den König, sich betheiligen zu dürfen, Kandaules aber fürchtete, sein Liebling könne der Gewandtheit und Ausdauer der Lyder unterliegen und schlug

ihm die Bitte ab. Doch der Grieche ließ nicht nach, bis er dem König die Zusage abgezwungen. Jedoch, um nicht nur als Bittender zu erscheinen und gleichsam als Dank, bot er dem König einen Ring als Geschenk.

„Nimm, es ist ein Königsring!
Du siehst ihn an, Du findest Nichts an ihm,
Du staunst, daß ich ihn Dir zu bieten wage,
Du wirst ihn nehmen, wie vom Kind die Blume,
Nur um die arme Einfalt nicht zu kränken,
Die Dir sie brach, nicht weil sie Dir gefällt.
Unscheinbar ist er, das ist wahr, und schlicht.
Und dennoch kannst Du für Dein Königreich
Ihn Dir nicht kaufen, noch ihn mit Gewalt,
Trotz aller Deiner Macht, dem Träger rauben,
Wenn er ihn Dir nicht willig reichen will.
Trägst Du ihn so, daß das Metall nach vorn
Zu sitzen kommt, so ist er blos ein Schmuck,
Vielleicht auch keiner, aber drehst Du ihn
So weit herum, daß dieser kleine Stein,
Der dunkelrothe, um sich blitzen kann,
So bist Du plötzlich unsichtbar und schreitest,
Wie Götter in der Wolke, durch die Welt.
Darum verschmäh ihn nicht, denn noch einmal:
Es ist ein Königsring, und diesen Tag
Ersah ich längst, ihn Dir zu übergeben,
Du bist der Einz'ge, der ihn tragen darf!

Kandaules.

Von unerhörten Dingen kam auch uns
Die Kunde zu, man sprach von einem Weibe,

Medea hieß sie, welche Künste trieb,
Die selbst den Mond herab zur Erde zogen,
Doch nie vernahm ich noch von diesem Ring.
Woher denn hast Du ihn?

Gyges.

Aus einem Grabe,
Aus einem Grabe in Thessalien!

Kandaules.

Du hast ein Grab erbrochen und entweiht?

Gyges.

Nein, König, nein! Erbrochen fand ich's vor!
Ich kroch nur blos hinein, um mich vor Räubern
Zu bergen, die in großer Ueberzahl
Mir auf der Fährte waren und mich hetzten,
Als ich im abenteuerlichen Triebe
Das öde Waldgebirge jüngst durchstrich.
Die Aschenkrüge waren umgestoßen,
Die Scherben lagen traurig durcheinander
Und in dem falben Strahl der Abendsonne,
Der durch die Ritzen des Gemäuers drang,
Sah ich ein Wölkchen blassen Staubes schweben,
Das vor mir aufstieg, als der letzte Rest
Der Todten, und so seltsam mich bewegte,
Daß ich, um meines Gleichen, meine Väter
Vielleicht, nicht unwillkürlich einzuathmen,
Den Odem lange anhielt in der Brust.

Kandaules.

Nun? und die Räuber?

Gyges.

Hatten meine Spur
Verloren, wie's mir schien, denn fern und ferner
Verhallten ihre Stimmen, und ich glaubte
Mich schon gesichert, wenn ich auch noch nicht
Mein dämm'riges Asyl verließ. Als ich
Nun so auf meinen Knieen kauerte,
Erblickte ich auf einmal diesen Ring,
Der aus dem wüsten Trümmerhaufen mir
Mit seinem Stein, wie ein lebendiges,
Fast an ein scharfes Schlangen-Auge mahnend,
Entgegenfunkelte. Ich hob ihn auf,
Ich blies die Asche von ihm ab, ich sprach:
„Wer trug Dich einst am längst zerstäubten Finger?"
Und um zu sehen, ob's ein Mann gewesen,
Steckt ich ihn an. — — —

Da hört Gyges das Geschrei seiner Verfolger, sie wollen in das Grab dringen, um ihn zu suchen. Er aber, um nicht wehrlos wie ein Thier in der Höhle hingeschlachtet zu werden, stürzt, das Schwert in der Hand, ihnen entgegen, aber keiner sieht ihn, Alles rennt an ihm vorüber und fluchend, den Gesuchten nicht gefunden zu haben, ziehen sie weiter. Gyges aber denkt, ein Gott hat ihn gerettet und schwört ihm, als Opfer den wildesten der Räuber darzubringen. Dann eilt er der wilden Rotte nach, aber Grauen überkommt ihn, als er abermals ungesehen in die Mitte der Räuber tritt. Sein Blick umflort sich und schweifend fällt er auf den Stein des Ringes, der ihm so grell entgegen sprüht, als sei jede Perle ein Stern und er müsse erblinden vor diesem Uebermaß des Lichts.

Aus Angst dreht er den Ring, und in demselben Augenblick greifen zehn Fäuste gleich nach seiner Kehle. Sie glauben, zum Spaße habe einer ihn versteckt, und lachend zerren sie ihn am Gewande und eine derbe Hand sucht ihm den Ring zu entreißen. Plötzlich werfen sich alle Räuber nieder und rufen:

„Ein Gott! Ein Gott ist unter uns!"

Gyges aber dringt auf sie ein, und kaum ein Einziger entkommt ihm. Dann will er den Ring zum Grabe zurücktragen, aber der Weg läßt sich nicht wieder finden, und gegen seinen Willen bleibt der Ring in seinem Besitz.

Der König spricht sein Erstaunen über Gyges' Erzählung aus, und nach einigem Sträuben nimmt er das Geschenk an und steckt den Ring an den Finger, um ihn zu prüfen. Er begiebt sich in die Versammlungen seines Volkes und hört unbemerkt ihre aufrührerischen Reden. Dann eilt er zu seiner schönen Gemahlin Rhodope, zeigt ihr Gyges' Geschenk und rühmt mit beredten Worten die Eigenschaft des Ringes.

Rhodope aber fährt schaudernd zusammen und fleht:

„Herr, wirf ihn fort,
Hinunter in den tiefsten Fluß! Wem mehr
Als Menschenkraft beschieden ist, der wird
Als Halbgott gleich geboren! Gieb ihn mir!
Man sagt bei uns, daß Dinge, die die Welt
Zertrümmern können, hie und da auf Erden
Verborgen sind. Sie stammen aus der Zeit,
Wo Gott und Mensch noch miteinander gingen
Und Liebespfänder tauschten. Dieser Ring

Gehört dazu! Wer weiß, an welche Hand
Ihn eine Göttin steckte, welchen Bund
Er einst besiegeln mußte! Graus't Dich nicht,
Dir ihre dunkle Gabe anzueignen
Und ihre Rache auf Dein Haupt zu ziehn?
Mich schaudert, wenn ich ihn nur seh'! So gieb!"

Doch Kandaules will den Ring der Gattin nur um einen Preis geben: wenn sie als Königin beim Feste heute erscheint. Darauf entgegnet Rhodope:

„Wie kann ich!
Du holtest Dir von weit entlegener Grenze
Die stille Braut und wußtest, wie sie war.
Auch hat's Dich einst beglückt, daß vor dem Deinen
Nur noch das Vaterauge auf mir ruhte
Und daß nach Dir mich Keiner mehr erblickt."

Der König geht, das Fest beginnt und nimmt seinen Verlauf. Gyges hat bei jedem Spiele den Sieg davon getragen, das Volk jubelt ihm zu, und Kandaules ist glücklich über die Ehre, die seinem Liebling widerfährt.

Hernach beim Weine spricht Gyges sich bewundernd über die Frauen aus, die dem Festspiele beiwohnten; der König erklärt ihm, daß das alles gegen die Schönheit seiner Gattin ein Nichts sei, und er bebt vor Sehnsucht, dem Jüngling die Schöne zu zeigen. Da gedenkt er des Ringes; durch diesen unsichtbar gemacht, soll Gyges gleich, nachdem Kandaules mit seiner Gemahlin das Gemach betreten hat ihnen folgen und die schöne Rhodope bewundern. Aber er weigert sich vor so schmachvollem Thun, bis endlich des Königs Beredtsamkeit siegt und Gyges sich von ihm fort-

ziehen läßt. Ungesehen hat er das Gemach betreten, aber ein Seufzer verräth ihn.

Entsetzen bemächtigt sich der Königin, trotzdem sie Niemand gesehen, ahnt sie den Verrath, fühlt, daß ein fremdes Männerauge auf ihr geruht hat.

Als Kandaules am Morgen seine Gemahlin aufsucht, findet er sie verstört, tief unglücklich. Sie sucht ihn auszuforschen, er beruhigt sie, und schon glaubt er Alles gut, als bei Erwähnung Gyges' Rhodope plötzlich sich erinnert, daß in der Nacht der geheimnißvolle Ring am Finger ihres Gatten fehlte. Nur Gyges kann im Besitze desselben gewesen sein.

Jetzt erst begreift Kandaules, wie schwer er gefehlt hat — er weiß die Unglückliche, die sich als entehrt betrachtet, nicht zu trösten. Sie bittet, der König möge sie verlassen. Kaum ist es geschehen, so schickt sie Boten aus, um Gyges zu holen. Er erscheint, abermals ist er hingerissen von Rhodopens Schönheit und preist sie in begeisterten Worten.

Aber die Königin unterbricht ihn, und auf seine Frage, wozu sie ihn berufen, antwortet sie: „Zum Tode", und eröffnet ihm, welche Schmach sein Thun auf sie gehäuft, daß ihr von Jugend an gesagt ist, daß die Befleckte nicht leben darf, und daß eine solche Schande nur das Blut abwasche.

Gyges ist tief ergriffen von dem Schmerz der Königin und erklärt sich bereit, zu sterben. Doch Rhodope verbietet ihm, selbst Hand an sich zu legen, der König soll sein Loos bestimmen. Auf den Wunsch seiner Gemahlin ist er erschienen, und auch ihm gegenüber gesteht Gyges seine Schuld, indem er Alles auf sich wälzt und es Rhodopen zu

verbergen sucht, daß ihr Gatte um den Verrath gewußt hat. Doch der König weigert sich, das Opfer anzunehmen, offen will er seine Schuld bekennen. Gyges sucht ihn daran zu hindern; vergeblich, er selbst muß auf den Wunsch des Königs seiner Gemahlin Alles enthüllen, indeß Kandaules das Gemach verlassen hat. So schonend wie möglich sucht sich Gyges der schweren Aufgabe zu erledigen, um dann zu gehen, damit geschehe, was geschehen muß.

Rhodope ruft ihn zurück. „Halt, das nicht mehr! Du mußt ihn tödten, und ich muß mich Dir vermählen; wenn Du zu mir sagst: Jetzt bist Du Wittwe, so erwid're ich: Jetzt bist Du mein Gemahl!"

Doch Gyges zaudert, er kann die That nicht vollbringen, er kann den Freund nicht tödten.

Rhodope aber entgegnet ihm, daß er müsse, so wie sie es zu fordern berechtigt sei, ob es schwer, ob leicht, danach dürfe keiner fragen.

Als Gyges dennoch zaudert, giebt sie ihm zu verstehen, daß dann ihr Tod beschlossen sei. Da endlich willigt er ein, doch nur, wenn er im Kampfe sich mit Kandaules messen dürfe; den Freund zu morden — das vermag er nicht. Rhodope giebt diesem Wunsche nach mit dem Bemerken, daß, sowie die Sonne sinkt, er sie am Altare finden werde; sei aber ihr Gatte der Sieger, so werde sie mit dem Dolche das Band, das sie mit ihm vereint, lösen.

Gyges eilt zu Kandaules und spricht nach langem Zögern aus, was Rhodope verlangt. Mit Heldenmuth nimmt der König die Nachricht auf und beut die Brust zum Stoße dar; doch Gyges weicht zurück und bedeutet auch ihm, daß er nur im ehrlichen Kampfe sich mit ihm messe.

Die Sonne sinkt, der Duft der Aloe, die ihre Blüthen öffnet, wenn die Nacht sich naht, erfüllt die Luft und mahnt die Freunde, den schweren Kampf zu kämpfen. „O dieser Ring!“ ruft Gyges schmerzvoll aus, worauf Kandaules:

— „Du meinst, er wäre besser
In seiner Gruft geblieben! Das ist wahr!
Rhodopens Ahnung hat sie nicht betrogen
Und Dich Dein Schauder nicht umsonst gewarnt.
Denn nicht zum Spiel und nicht zu eitlen Possen
Ist er geschmiedet worden, und es hängt
Vielleicht an ihm das ganze Weltgeschick.
Mir ist, als dürft' ich in die tiefste Ferne
Der Zeit hinunter schau'n, ich sah den Kampf
Der jungen Götter mit den greisen, alten
Zeus, oft zurückgeworfen, klimmt empor
Zum goldnen Stuhl des Vaters, in der Hand
Die grause Sichel, und von hinten schleicht
Sich ein Titan heran mit schweren Ketten.
Warum erblickt ihn Kronos nicht? Er wird
Gefesselt, wird verstümmelt, wird gestürzt.
Trägt der den Ring? — Gyges, er trug den Ring!
Und Gäa selbst hat ihm den Ring gereicht.“

Dann rüsten sich beide zum Kampfe, und der König bestimmt, daß demjenigen, der am Leben bleibt, die Krone gehöre.

Um ihn zum ehrlichen Gegner aufzustacheln, gesteht Gyges dem Freunde, daß Rhodope sich ihm vermählen will; dann beginnt der Kampf, und Kandaules, der letzte Heraclide, fällt.

Gyges wankt, todtenbleich sucht er Rhodope auf. Zu seiner Ueberraschung findet er sie nicht am Altare der

Aphrodite, sondern vor der gestrengen Hestia, vor deren Blicken der grünste Kranz verdorrt. Noch ehe er zu ihr tritt, bringt ihm der Sklave Thoas die Krone dar. Gyges weist sie zurück: „Den Lydern gehört sie und nicht mir.“

Doch Thoas gesteht ihm, daß er als der Bote der Lyder erscheine, denn die Feinde sind in's Land gefallen und nur unter der Führung des tapferen Griechen wollen sie ihnen entgegen ziehen. „König Kandaules war zu mild, es fürchtete ihn Keiner, nun sind sie da“, so schließt der Alte seine Rede.

„Ich zahle seine Schuld!“ ruft Gyges aus, doch unbemerkt ist Rhodope zu ihm getreten und mahnt ihn, erst die eigene Schuld zu zahlen. Er bittet sie, den Schauder heilig zu halten, der ihm verbietet, auch nur ihr Kleid zu streifen, bevor er die Feinde des Kandaules zerschmettert. Sie soll der Preis sein, der ihm entgegenwinkt, wenn er heimkehrt von dem Kampfe.

Doch unerbittlich zieht sie ihn zum Altare und spricht:

„O Hestia, Du Hüterin der Flamme,
Die das verzehrt, was sie nicht läutern kann:
Ich dank' es diesem Jüngling, daß ich wieder
Vor Deinem Angesicht erscheinen darf,
Und, wie das Volk zum König, so erhebe
Ich ihn, sei Du mir Zeugin, zum Gemahl.
Als Morgengabe sieh' die Krone an,
Die schon gebietend Dir vom Haupte funkelt,
Mir aber gieb den Todtenring zum Pfand.“

Gyges entgegnet:

„Den trägt der König noch an seinem Finger.“

Worauf sie fortfährt:
„Dann hat er schon den Platz, der ihm gebührt.
Nun tritt zurück und halte Dein Gelübde,
Wie ich das meinige! Ich bin entsühnt,
Denn Keiner sah mich mehr, als es ziemte,
Jetzt aber scheide ich mich so — von Dir.

(Sie ersticht sich.)

Heinrich der Löwe.

Als Heinrich der Löwe, der edle Welf, von seiner an Abenteuern reichen Reise zurückgekehrt war in die Heimat, eilte er, von dem Löwen gefolgt, hinab in die Stadt Braunschweig, und hier war sein erster Gang zur Burg, woher ihm großes Getön entgegenscholl. Er wollte in das Fürstenhaus treten, da wiesen ihn die Diener zurück. „Was heißt das Getön und Pfeifen?" rief Heinrich aus, „sollte doch wahr sein, was mir der Teufel gesagt, daß ein Fürst aus fremden Landen Hochzeit mit meinem Weibe hält, da die gesetzten sieben Jahre seit meiner Ausfahrt verstrichen sind?"

Und er fragte: „Ist ein fremder Herr in diesem Haus?"

„Kein fremder," antwortete man ihm, „denn er ist unserer gnädigen Frau verlobt und bekommt heute das Braunschweiger Land."

„So bitte ich," sagte der Herzog, „die Braut um einen Trunk Weins, mein Herz ist mir ganz matt."

Da lief einer von den Leuten hinauf zur Fürstin und hinterbrachte, daß ein fremder Gast, dem ein Löwe mitfolge, um einen Trunk Wein bitten lasse. Die Herzogin verwunderte sich, füllte ihm ein Geschirr mit Wein und sandte es dem Pilgrim.

„Wer magst Du wohl sein," sprach der Diener, „daß Du von diesem edlen Wein zu trinken begehrst, den man allein der Herzogin einschenkt?"

Der Pilgrim trank, nahm seinen goldenen Ring und warf ihn in den Becher, und hieß diesen der Braut zurücktragen. Als sie den Ring erblickte, worauf des Herzogs Schild und Name geschnitten war, erbleichte sie, stund eilends auf und trat an die Zinne, um nach dem Fremdling zu schauen. Sie ward des Herrn inne, der da mit dem Löwen saß; darauf ließ sie ihn in den Saal entbieten und fragen: Wie er zu dem Ringe gekommen wäre, und warum er ihn in den Becher gelegt hätte?

„Von keinem hab' ich ihn bekommen, sondern ihn selbst genommen, es sind nun länger als sieben Jahre; und den Ring hab' ich hingelegt, wo er billig hingehört."

Als man der Herzogin diese Antwort hinterbrachte, schaute sie den Fremden an und fiel vor Freuden zur Erden, weil sie ihren geliebten Gemahl erkannte; sie bot ihm ihre weiße Hand und hieß ihn willkommen. Da entstand große Freude im ganzen Saal; Herzog Heinrich setzte sich zu seiner Gemahlin an den Tisch; dem jungen Bräutigam aber wurde ein schönes Fräulein aus Franken angetraut. Hierauf regierte Herzog Heinrich lange und glücklich in seinem Reich; als er in hohem Alter verstarb, legte sich der Löwe auf des Herrn Grab und wich nicht davon, bis er auch verschied. Das Thier liegt auf der Burg begraben, und seiner Treue zu Ehren wurde ihm eine Säule errichtet.

Brüder Grimm.

Der Ring des Barbarossa.

Einem Hirten, der am Kyffhäuser Schweine hütete, verlief sich ein Stück der Heerde. Er suchte es überall und fand es nicht. Endlich nach dreien Tagen sah er das vermißte Thier aus einem Bergloch kommen, und es erschien jetzt so wohlgemästet und dick, wie es vorher mager gewesen. Der Hirte erzählte das Jedem, der es hören wollte, und so kam das Gerücht davon auch dem Grafen in Roßla zu Ohren. Der wollte gern der Sache auf den Grund kommen und erfahren, was in dem Berge sei. Nun saß im Thurme ein Gefangener, der war zum Tode verurtheilt; diesem ward Leben und Freiheit versprochen, wenn er in das Bergloch kriechen und dann treu erzählen wolle, was er gehört und gesehen. Der Verurtheilte kroch in den Berg und kam auch wirklich bis in den Saal, in welchem Kaiser Friedrich saß; der sah ihn starr an, gab ihm einen goldenen Ring und sprach: „Hier ist ein Ring für Deinen Grafen! Sage ihm aber, er solle nicht wieder schicken; denn hier ist meine Residenz, und Niemand hat hier etwas zu suchen.“

Darauf wurde Alles um den Abgeschickten unsichtbar, mit Angst und Noth fand er den Ausgang wieder, berichtete, was er gesehen und gehört und übergab den Ring dem Grafen, der ihn mit Verwunderung nahm und dem Boten sein Wort erfüllte.

Aus den Kyffhäusersagen.

Der Geisterring.

Mehrere Jünglinge hatten einst viel von den Geisterbeschwörungen eines Zauberers gehört, der unter dem Namen Priester Philipp bekannt war. Sie gingen zu ihm und baten, sie doch einer solchen Beschwörung beiwohnen zu lassen. Er führte sie auf ein einsames Feld und zog mit einem Degen einen Kreis um die Jünglinge, den sie nicht verlassen durften. Als er seitwärts von ihnen seine Beschwörungskünste begann, erschienen plötzlich wilde kriegerische Männer, die die Jünglinge zum Kampfe herausforderten. Aber alle standen erschrocken starr und still, keiner wagte sich zu rühren, und so verschwanden nach kurzer Zeit die unheimlichen Spukgestalten. Doch nur wenige Augenblicke und eine Schaar schöner Frauen umschwebten die Jünglinge. Mit liebeverheißenden Blicken und anmuthigen Geberden umtanzten sie den Kreis. Die schönste von allen aber blickte immer wieder mit verführerischer Lieblichkeit auf einen der Jünglinge, der, hingerissen von ihrem Liebreiz, nur Augen für sie hatte.

Verheißungsvoll streckte sie ihm einen schimmernden Goldring entgegen, nach dem der Ahnungslose begierig

griff. Aber kaum hatte er die Hand über den Bannkreis hinausgestreckt, so wurde die Schöne zum grauen Gespenst, erfaßte ihn, und verschwunden war er mit den unheimlichen Gestalten.

Cäsarius von Heisterbach.
Aus: Dialogus magnus visionum et miraculorum.

Die Sage vom Frankenberger See bei Aachen.

I.

Zu Aachen in der Kaiserburg
Da sitzt der Frankenheld;
Die Kron' er trägt auf seinem Haupt
Sein Lieb im Arm er hält.

Er legt die Kron' ihr in den Schooß,
Er gürtet ab sein Schwert:
„Mein liebes Lieb, Du bist mir mehr
Als Macht und Reichthum werth!"

Das Fräulein spricht: „Ich glaub' es wohl,
Gäbt Ihr mir deß ein Pfand;
Am liebsten aber wäre mir
Der Ring von Eurer Hand."

Flugs steckt der Karl den Ring ihr an,
Von Steinen schwarz und roth:
„Dein geb' ich mich, Du liebes Lieb,
Im Leben und im Tod!"

II.

Zu Aachen in der Kaiserburg
Da weint der Frankenheld:
Die allerliebste Buhle sein
Ist gangen aus der Welt.

Er setzet seine goldne Kron'
Ihr auf das starre Haupt:
„Begrabt mir auch die Krone gleich!
Mein Reich ist ja geraubt."

Da naht ein schwarzer Männerzug
Mit Fackeln und Gesang;
Sie wollen mit dem Fräulein gehn
Den allerletzten Gang.

Und wie der Karl die Schaar erblickt,
Da rafft er sich empor
Und stellt sich mit gezücktem Schwert
Der Todtenbahre vor.

Die Linke schlägt er um den Leib
Des kalten Mägdelein
Und ruft hinaus in wildem Zorn:
„Wer will der Erste sein?"

Und herzt und küßt das bleiche Bild,
Als wär's noch rosenroth:
„Dein geb' ich mich, Du liebes Lieb,
Im Leben und im Tod!

„Doch mein schwarzrothes Ringelein
Ist nicht an Deiner Hand!
Es wird doch nicht verloren sein,
Das heil'ge Liebespfand?"

III.

Zu Köllen in dem Dome
Da kniet ein Gottesmann:
„Herr, lös' uns unsern Kaiser
Aus seinem Liebesbann!"

Der Bischof hat gebetet,
Da ist sein Sinn erhellt;
Und flugs wird eine Reise
Zur Kaiserburg bestellt.

Dort sitzt der Karl noch immer
Am Sarg der lieben Maid
Und nährt von ihren Lippen
Sein süßes Herzeleid.

Da tritt zur Todtenhalle
Der fromme Bischof ein:
„Mein Herr, Du sollst geheilet
Von Deiner Liebe sein.

„Hast einst der Maid gegeben
Ein Ringlein schwarz und roth;
Dran hält sie Dich gebunden
Im Leben und im Tod.

„Und als sie kam zu sterben,
Wohl in der letzten Stund',
Da hat sie still verborgen
Den Ring in ihrem Mund.

„Und soll Dir Ruhe werden
Im Leben und im Tod,
Muß ich jetzt von Dir nehmen
Das Ringlein schwarz und roth.

„Und will es gleich versenken
Hier in den tiefsten See,
Daß Dir von seinem Zauber
Kein Unheil mehr gescheh'!"

Schnell ist das Wort gesprochen,
Schnell ist die That vollbracht.
Da winkt der alte Kaiser:
„Begrabt mir nun die Magd!"

IV.

Bei Aachen an der Kaiserstadt,
Da liegt ein grüner See.
Wer ist es, den ich früh und spat
Dort einsam wandeln seh'?

Deß geb' ich Dir die Kunde gern:
Das ist der Frankenheld,
Der hat am See ein Schloß erbaut
Und sich zum Haus bestellt.

Und nun ist an dem grünen See
Sein allerliebster Gang;
Oft schaut er da mit nassem Blick
Hinein wohl tagelang.

Auch soll in seinem Testament
Also geschrieben sein:
„Versenket in den grünen See
Dereinst die Hülle mein!"

Doch von dem Grund zu solchem Thun
Ist mir nur dies bekannt;
Den Kaiser bannt an diesen See
Ein mächtig Liebespfand.

Wilhelm Müller.

Der Schwanenring.

Wie ist dem Kaiser Karl geschehen?
Soll der in Liebesleid vergehen,
Vor dessen Wink die Erde bebt?
Es hieß der Tod dies Weib erblassen,
Er aber kann von ihr nicht lassen
Und will nicht, daß man sie begräbt.
Er küßt die Leiche liebestrunken
So manchen Tag, so manche Nacht,
Als hätte neue Lebensfunken
Sein Kuß, sein Hauch ihr angefacht.

Da tritt der Bischof vor den Kaiser,
Turpin, ein Heiliger und Weiser,
Und wenn der Glaube ruft, ein Held.
„Laßt diesen Leichnam, Herr, begraben:
Es will der Tod ein Opfer haben;
Doch Eures Arms bedarf die Welt.“
Der Kaiser spricht: „Wie irrt Ihr wieder:
Sie schlummert nur, Euch täuscht der Schein.“
Dann senkt er selbst die Augenlider
Und schläft zu ihren Füßen ein.

Da spricht Turpin: „Mit Zauberlisten
Muß sich Svanhild die Schönheit fristen,
Den Liebesreiz, der ewig währt."
Er forscht und späht, bis er's gefunden
Was ihre Glieder hält gebunden,
Daß nicht Verwesung sie versehrt:
Auf goldnem Ringe glänzt, umzogen
Von räthselhafter Runenschrift,
Ein Silberschwan, der durch die Wogen
Mit vollem Busen treibt und schifft.

In ihrer bittern Todesstunde
Barg sie den Schwanenring im Munde,
Daß Karl nicht von ihr scheiden kann:
Sie sorgte, daß er sie vergäße,
Wenn ihn ein anderer besäße
Und übte strengen Liebesbann.
Doch nun der Bischof ihn erkundet
Und seinem Finger angefügt,
Vertraut er fest, sein Herr gesundet
Vom Zauberwahne, der ihn trügt.

Da fährt der Kaiser aus dem Traume,
Blickt um sich her im weiten Raume
Und kehrt sich schaudernd von Svanhild:
„Laßt diesen Leichnam doch begraben;
Turpin, Dein Anblick soll mich laben,
Du bist so gut, so mild, so lieb.
Ich will mich nimmer von Dir trennen,
Du meine Wonne, meine Pein;

Dich soll dies Reich Gebieter nennen,
Sollst meines Throns Genosse sein."

Der Bischof denkt: Von Schwanenringen
Hört' ich viel fremde Wunder singen,
Daß sie verwandeln, wer sie trägt;
Dies sah ich heut' an dieser Todten,
Und hab' ich selbst den Liebesknoten
Nun um des Kaisers Herz gelegt?
Er wirft den Goldring in die Wogen;
Doch sieh, was hebt sich aus der Flut?
Es kommt ein Silberschwan gezogen
Und brüstet sich mit stolzem Muth.

Da fühlt der Bischof sich bezwungen,
Wie von geheimem Band umschlungen,
Ihm wird so wohl, ihm wird so weh:
Der Kaiser kommt daher gegangen
Und Sehnsucht hält auch ihn befangen,
Er kann nicht scheiden von dem See.
Er läßt ein Schloß sich bald erheben,
Ein Münster, hoch und schlank und spitz,
Und endet spät sein Heldenleben
In Aachen, seinem Kaisersitz.

Noch immer soll der Zauber wirken
Und nach der Kaiserstadt Bezirken
Zieht uns geheime Macht noch heut':
Die in des Wassers Wogen baden
Sind alles Ungemachs entladen,
Sind wie verwandelt und erneut.

Und von dem Schwane hört ich sagen,
Er sei es, der dies Wunder thut;
Doch Niemand konnt' ihn noch erjagen,
So Viele gleiten auf der Flut.

Karl Simrock.
Aus: „Die geschichtlichen deutschen Sagen".
2. Aufl. Basel, Benno Schwabe.

Stavoren.

Im Südersee gen Westen lag mitten auf dem Meer
Ein Eiland grün und blühend, wie keines rund umher,
Drauf ragt die Stadt Stavoren, an Gold und Silber reich,
Die größten aller Städte, sie kommen ihr nicht gleich.

Einst lebte dort und schwelgte ein schmuckes Mägdelein;
Wohl mochte keines reicher und keines schöner sein;
Sie hatte Land und Schlösser und Leute treu und gut,
Da kam wohl in das Fräulein der arge Uebermuth.

Mehr Schätze aufzuhäufen, das war ihr einzig Ziel,
Die Armen zu verspotten ihr allerliebstes Spiel,
Und Höhnen, Lästern, Fluchen, das war der Jungfrau Brauch.
Ach! leider thaten Viele der Stadt ein Gleiches auch.

Oft ging sie längs am Strande zu ihrem Schiffer hin:
„Fahr' aus nach fernem Lande und bring' nach meinem Sinn
Mir eine reiche Ladung des Edelsten nach Haus!" —
Da sinnt und denkt der Fischer: „Was such' ich Edles aus?"

Zu Danzig auf dem Markte, beim kühlen, goldnen Born,
Da liegen zum Verkaufe viel Säcke Mais und Korn:
„Ja diese Gottesgabe ist edel wohl und gut!"
Drum füllt mit Korn der Alte das Schiff mit frohem Muth.

Kehrt wieder nach Stavoren zu der Gebieterin:
„Nein, sag' mir, alter Schiffer, was kam Dir in den Sinn?
In Afrika, so meint' ich, läufst Du im Hafen ein,
Und handelst treu und bieder um Gold und Elfenbein!"

„Mein Fräulein! meine Herrin, verzeiht dem Schiffersmann,
Ich landete nicht ferne in Danzig's Hafen an!
In Danzig auf dem Markte, beim kühlen goldnen Born,
Da kauft ich tausend Säcke mit Weizen und mit Korn."

„Und brachtest Du mir Weizen, so sag' ich Dir zur Stund':
Du schüttest mir die Ladung tief in den Meeresgrund!"
Der Mann erbleicht: „O, ladet nicht auf Euch Gottes Zorn,
Ist doch des Herren Gabe das kleinste Samenkorn!"!

Und sie befahl zum Zweiten, da nahten arme Leut'
Und baten um Erbarmen und um Barmherzigkeit,
Sie weinten und sie baten, sie flehten auf den Knien,
Allein das harte Fräulein that hart vorüberzieh'n.

Und sie gebot zum Dritten, da trat der Schiffer vor
Und sprach und rang die Hände und hob sie hoch empor:
„Du ladest Fluch und Sünde, Verfluchung auf Dein Haupt,
Wirst künftig daran darben, was jetzt die Woge raubt!"

„So wahr ich nimmer wieder das gold'ne Ringlein seh',
Das ich vor Euren Augen hinwerfe in den See,
So wahr wird fern mir bleiben wohl bis an meinen Tod,
Was Ihr mir sagt von Elend, Verzweiflung, Fluch und Noth."

Das Ringlein flog hinunter, und auch der Weizen sank,
Er wirbelt auf und nieder bei einer sand'gen Bank; —

Doch als am andern Morgen das Fräulein saß zu Tisch,
Fand sie zum höchsten Schrecken den Ring in einem Fisch.

Das war das erste Zeichen, nun folgte Schlag auf Schlag:
Der Fluch des vor'gen Tages war Fluch dem neuen Tag;
Es floh der Stolz, der Reichthum, und Elend kam und Noth,
Und fluchend und verzweifelnd starb sie den Hungertod.

Im Lenze ging der Weizen hoch auf wie Gras und Ried,
Doch fruchtlos blieb er immer, wenn auch der Sommer schied.
Die Leute von Stavoren, sie sah'n das Wunder auch,
Doch lebten sie in Sünden, nach ihrem alten Brauch.

Da kam die schwere Strafe wohl einstmal über Nacht,
Da sank die Stadt Stavoren zum Theil in Meeresschacht,
Und aber sank in Stücke, und noch ein Stücke sank,
So fand durch Schuld und Frevel die Stadt den Untergang.

Und noch alljährlich stürzen dort kleine Hütten ein,
Auch mag in diesen Hütten kein Fried' und Segen sein;
Drum stehn sie so verlassen, von Außen still und todt,
Doch innen wüthet Elend, Verzweiflung, Fluch und Noth.

Und noch schießt aus dem Meere im Frühling Gras und Ried,
Doch fruchtlos bleibt wie immer, wenn auch der Sommer schied.
Die Sandbank, wo es sprosset, die ist im ganzen Land
Nach jener Schreckenssage genannt der Frauensand.

Adolf Böttger.

Der Ring des Polykrates.

Er stand auf seines Daches Zinnen,
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
„Dies Alles ist mir unterthänig,"
Begann er zu Egyptens König,
„Gestehe, daß ich glücklich bin." —

„Du hast der Götter Gunst erfahren!
Die vormals Deinesgleichen waren,
Sie zwingt jetzt Deines Scepters Macht.
Doch einer lebt noch, sie zu rächen;
Dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen,
So lang des Feindes Auge wacht." —

Und eh' der König noch geendet,
Da stellt sich, von Milet gesendet,
Ein Bote dem Tyrannen dar:
„Laß Herr, des Opfers Düfte steigen,
Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
Bekränze Dir Dein festlich Haar!"

„Getroffen sank dein Feind vom Speere,
Mich sendet mit der frohen Märe

Dein treuer Feldherr Polydor —"
Und nimmt aus einem schwarzen Becken,
Noch blutig, zu der Beiden Schrecken,
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

Der König tritt zurück mit Grauen:
„Doch warn' ich Dich, dem Glück zu trauen,"
Versetzt er mit besorgtem Blick.
„Bedenk, auf ungetreuen Wellen,
Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen,
Schwimmt Deiner Flotte zweifelnd Glück."

Und eh' er noch das Wort gesprochen,
Hat ihn der Jubel unterbrochen,
Der von der Rhede jauchzend schallt.
Mit fremden Schätzen reich beladen,
Kehrt zu den heimischen Gestaden
Der Schiffe mastenreicher Wald.

Der königliche Gast erstaunet:
„Dein Glück ist heute gut gelaunet,
Doch fürchte seinen Unbestand.
Der Kreter waffenkund'ge Schaaren
Bedräuen Dich mit Kriegsgefahren;
Schon nahe sind sie diesem Strand."

Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
Da sieht man's von den Schiffen wallen,
Und tausend Stimmen rufen Sieg!
Von Feindesnoth sind wir befreiet,

Die Kreter hat der Sturm zerstreuet,
Vorbei, geendet ist der Krieg!

Das hört der Gastfreund mit Entsetzen:
„Fürwahr, ich muß Dich glücklich schätzen!
Doch,“ spricht er, „zittr' ich für Dein Heil.
Mir grauet vor der Götter Neide;
Des Lebens ungemischte Freude,
Ward keinem Irdischen zu Theil.“

„Auch mir ist Alles wohlgerathen,
Bei allen meinen Herrscherthaten
Begleitet mich des Himmels Huld;
Doch hatt' ich einen theuren Erben,
Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben,
Dem Glück bezahlt ich meine Schuld.

„Drum, willst Du Dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleihn.
Noch keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gabe streun.

„Und wenn's die Götter nicht gewähren,
So acht' auf eines Freundes Lehren
Und rufe selbst das Unglück her;
Und was von allen Deinen Schätzen
Dein Herz am höchsten mag ergötzen,
Das nimm und wirf's in dieses Meer!“

Und jener spricht von Furcht beweget:
„Von Allem, was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinnen weihen,
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen."
Und wirft das Kleinod in die Fluth.

Und bei des nächsten Morgens Lichte
Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin:
„Herr, diesen Fisch hab' ich gefangen,
Wie keiner noch ins Netz gegangen,
Dir zum Geschenke bring' ich ihn."

Und als der Koch den Fisch zertheilet,
Kommt er bestürzt herbeigeeilet
Und ruft mit hocherstauntem Blick:
„Sieh, Herr, den Ring, den Du getragen,
Ihn fand ich in des Fisches Magen,
O, ohne Grenzen ist Dein Glück!"

Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
„So kann ich hier nicht länger hausen,
Mein Freund kannst Du nicht weiter sein.
Die Götter wollen Dein Verderben;
Fort eil' ich, nicht mit Dir zu sterben."
Und sprach's und schiffte schnell sich ein.

Fr. von Schiller.

Itha von Toggenburg.

„Wem hast Du den Ring gegeben?
Die so züchtig schien!
An des Jägers Finger eben,
Falsche, sah ich ihn.
Den Verräther schleiften Pferde
Nieder in sein Grab;
Daß die Schmach gerochen werde,
Sollst auch Du hinab.“

Reden will die Gräfin, wenden
Schimpflichen Verdacht,
Zornesflammen ihn verblenden,
Hat des Worts nicht Acht.
Hebt sie auf mit starkem Arme,
Von dem hohen Saal
Stürzt der Wütherich die Arme
Tief ins tiefe Thal.

Gute Geister schweben nieder
Aus des Himmels Zelt,
Spreiten englisches Gefieder,
Daß sie sanfter fällt,

Betten ihr auf weichem Moose,
Und erwacht sie jetzt,
Ruht die Reine, Fleckenlose
Heil und unverletzt.

„Gnade Deiner Magd erwiesen
Hast Du, süßer Christ,
Nimmer wird es ausgepriesen
Wie Du gnädig bist.
Heiligend zu neuem Bande
Lädt der Gnade Schein,
Dir von dieser Schreckensstunde
Leb ich, Herr, allein.“

Wo sich Ranken dicht verstricken,
Bei des Adlers Horst
Birgt sie vor der Menschen Blicken
Sich im tiefen Forst;
Nährt den Leib von Waldeskräutern,
Schöpft aus klarer Fluth,
Sucht die Seele nur zu läutern
In der Andacht Gluth.

Baut ein Hüttchen sich von Zweigen,
Deckt's mit Rinde rauh,
Betend in der Wildniß Schweigen
Kniet die heilige Frau.
Hat in Kreuzgestalt verbunden
Sich zwei Stäbe Holz,
Wunderbare Lust empfunden,
Wenn das Herz ihr schmolz.

Wollt es denn nicht länger tagen,
Helles Licht herbei:
Bracht ein Edelhirsch getragen
Zwischen dem Geweih.
Und so saß sie viele Tage,
Saß viel' Jahre lang,
Lauschend ohne Schmerz und Klage
Himmlischem Gesang.

Doch des Grafen Herz durchschnitten
Scharfe Zweifel oft,
Ohne Schuld hat sie gelitten,
Fürchtet er und hofft.
Spät verhört er seine Leute,
Allzuspät fürwahr
Wird dem Toggenburger heute
Itha's Unschuld klar.

Jenen Ring, des Bräut'gams Gabe,
Glänzend war sein Schein,
Diebisch haschend trug ein Rabe
Ihn vom Fensterlein,
Hielt das leuchtende Geschmeide
Froh im Schnabel fest,
Seine Jungen spielten beide
Gern damit im Nest.

Zogen Jäger drauf im Walde
Streifend da vorbei,
Hört der Eine bei der Halde
Flücker Raben Schrei.

Sieht den Ring im Neste blitzen,
Schiebt ihn an die Hand,
Froh, das Kleinod zu besitzen,
Kommt er heim gerannt.

Tückisch lauschen grimme Strafen
Seiner Goldlust dort;
Aber schwer gereut den Grafen
Jetzt der Doppelmord.
Nächtlich fährt er aus dem Schlummer,
Träumt bei hellem Tag,
Da vernimmt er, was den Kummer
Wohl besänftigen mag:

„Nicht gestorben ist die Reine:
Im verwachsenen Wald
Vor dem Kreuze knieet eine
Selige Gestalt.
Manche würden sie nicht kennen,
Ach, ihr schwand der Leib,
Doch ich weiß sie Dir zu nennen:
Itha ist's, Dein Weib."

Neubelebt sie zu begrüßen
Stürzt der Graf hinzu,
Knieet nieder ihr zu Füßen,
Flehet: „Heil'ge Du,
Unwerth bin ich zu berühren
Deines Kleides Saum,
Dir zu richten muß gebühren,
Und ich hoffe kaum.

„Kannst Du dennoch mir vergeben
(Selig ist verzeihn),
Als Dein Diener will ich leben,
Will Dein Knecht nur sein.
Ja, ich les' in Deinen Augen,
Daß Du mild vergiebst;
Aber soll mir Gnade taugen,
Sprich, ob Du mich liebst?"

Karl Simrock.

Aus: „Die geschichtlichen deutschen Sagen".
2. Aufl. Basel, Benno Schwabe.

Graf Albertus von Kalw.

Bei hellem Vogellied
Was sollen Saitenklänge?
Was Sagen und Gesänge,
Wenn bunt die Blume blüht?

Nur wenn die Aue leer
Und stumm in Wintertagen,
Da kann man füglich sagen
Und singen neue Mär. —

Bei Kalw in jeden Gau'n,
Die Württemberg man nennet,
Wo man viel Sagen kennet
Von Rittern und von Frau'n.

Da liegt im Waldes Schooß
Ein alter Bau verstecket,
Jahrhunderte bedecket
Von Epheu und von Moos.

Der Wind durchrauscht den Saal
Gleich klagendem Gewimmer,
Wo einst im goldnen Schimmer
Klang Laute und Pokal;

Wo einst in üpp'ger Pracht
Olbertus' Frau gelebet,
Nach Weltlust nur gestrebet,
Niemals an Gott gedacht.

Olbertus aber trüb
Und still gelebt in Schmerzen;
Dem Gott geweihten Herzen
Stets fremd die Uepp'ge blieb.

Ich scheide, sprach er, Weib!
Leb' wohl und sei mein Erbe!
Ich scheid', eh' ich verderbe
Allhier an Seel' und Leib!

Will sehn, wie Armuth thut;
Reichthum hab' ich genossen,
Leb' wohl! Dir zum Genossen
Verbleibt der leichte Muth.

Und fröhlich legt vom Leib
Er sein Gewand von Seide
Und zieht im Linnenkleide
Ein Bettler von dem Weib.

Ihr Ring nur hält ihn fest
Am Finger, eng gespannet,
Bleibt wie ins Fleisch gebannet,
So sehr er zieht und preßt.

Es brennt wie Höllengluth
Das eitle Pfand der Bösen;
O, möcht's vom Finger lösen
Mir bald ein Engel gut!

Er wallt ins Schweizerland,
Treibt dort als Hirt die Heerde,
Und schläft auf harter Erde,
Und trinkt aus hohler Hand,

Und kniet auf blum'ger Au
Am Kreuze manche Stunden,
Sein Fleisch, das ist geschwunden,
Sein Bart ist lang und grau.

Im späten Abendroth,
Die Sage singt's, bei Schafen,
Da find't den frommen Grafen
Ein irrer Ritter todt.

Ein Glanz sein Haupt umfließt,
Licht liegt er wie verkläret,
Vom Finger abgezehret
Der Ring gefallen ist.

Es ist dieselbe Nacht,
Da in dem hellen Saale,
Beim zweiten Hochzeitsmahle
Die Gräfin scherzt und lacht.

Hoch hebt sie den Pokal,
Es glühn ihr Wang' und Lippe:
Da tritt ein bleich Gerippe,
Der Tod, dumpf durch den Saal.

Der läßt, zu ihr gewandt,
Hoch vor den Gästen allen
Den Ring ins Glas ihr fallen:
Sie hat ihn wohl erkannt.

Die Saiten springen laut
Von Harfe und von Leier,
Und an das Herz dem Freier
Sinkt todt die üpp'ge Braut.

Justinus Kerner.

Geschwisterblut.

1.

Sie saßen sich gegenüber bang,
Und sahen sich an in Schmerzen;
O lägen sie in tiefster Gruft,
Und lägen Herz an Herzen! —

Sie sprach: „Daß wir beisammen sind,
Mein Bruder, will nicht taugen!“
Er sah ihr in die Augen tief:
„O süße Schwesteraugen!“

Sie faßte flehend seine Hand
Und rief: „O, denk' der Sünde!“
Er sprach: „O, süßes Schwesterblut,
Was läufst Du so geschwinde!“

Er zog die schmalen Fingerlein
An seinen Mund zur Stelle;
Sie rief: „O hilf mir, Herre Christ,
Er zieht mich nach der Hölle!“

Der Bruder hielt ihr zu den Mund;
Er rief nach seinen Knappen.
Nun rüsteten sie Reisezeug,
Nun zäumten sie die Rappen.

Er sprach: „Daß ich Dein Bruder sei,
Nicht länger will ich's tragen;
Nicht länger will ich d'rum im Grab
Vater und Mutter verklagen.

Zu lösen vermag der Papst Urban,
Er mag uns lösen und binden!
Und säß er an Sanct=Peter's Hand,
Den Brautring muß ich finden."

Er ritt dahin; die Thräne rann
Von ihrem Angesichte;
Der Stuhl, wo er gesessen, stand
Im Abendsonnenlichte.

Sie stieg hinab durch Hof und Hall'
Zu der Kapelle Stufen:
„Weh mir, ich hör' im Grabe tief
Vater und Mutter rufen!"

Sie stieg hinauf ins Kämmerlein;
Das stand in Dämmernissen.
Ach, nächtens schlug die Nachtigall;
Da saß sie wach im Kissen.

Da fuhr ihr Herz dem Liebsten nach
Allüberall auf Erden;
Sie streckte weit die Arme aus:
„Unselig muß ich werden!"

2.

Schon war mit seinem Rosenkranz
Der Sommer fortgezogen;
Es hatte sich die Nachtigall
In weiter Welt verflogen.

Im Erker saß ein blasses Weib
Und schaute auf die Fliesen;
So stille war's; kein Tritt erscholl,
Kein Hornruf über die Wiesen.

Der Abendschein alleine ging
Vergoldend durch die Halle;
Da öffneten die Thore sich
Geräuschlos, ohne Schalle.

Da stand an seiner Schwelle Rand
Ein Mann in Harm gebrochen;
Der sah sie todten Auges an,
Kein Wort hat er gesprochen.

Es lag auf ihren Lidern schwer,
Sie schlug sie auf mit Mühen;
Sie sprang empor, sie schrie so laut,
Wie noch kein Herz geschrieen.

Doch als er sprach: „Es reicht kein Ring
Um Schwester- und Bruderhände!"
Um stürzte sie den Marmortisch
Und schritt an Saales Ende.

Sie warf in seine Arme sich;
Doch war sie bleich zum Sterben.
Er sprach: „So ist die Stunde da,
Daß beide wir verderben.“

Die Schwester von dem Nacken sein
Löste die zarten Hände:
„Wir wollen zu Vater und Mutter geh'n;
Da hat das Leid ein Ende.“

Theodor Storm.

Das Münster zu Thann.

„Mein lieber Knecht Materne,
Für alle Deine Treu'n
Möcht' ich mit Lohn Dich gerne
Zu guter Letzt erfreu'n;
Doch was mir Goldes eigen war,
Das trugest Du ja selber
Den Waisen und Wittwen dar.

Nimm, was von Allem bliebe,
Dies gold'ne Ringlein hin,
Das trage mir zu Liebe,
Wenn ich gestorben bin."
Entschlafen ist er alsobald
In seines Knechtes Armen,
Der Bischof Theobald.

Maternus hat dem Greise
Die Augen zugedrückt,
Darauf mit Weinen leise
Sich nach dem Ring gebückt:
Er zieht — doch sieh' der Finger bricht,
Und wie der Knecht ihn winde,
Vom Ringe läßt er nicht.

Kaum hat er unter Thränen
Bestattet seinen Herrn,
So trieb es ihn mit Sehnen
Zur alten Heimath fern.
Er macht aus Umbria sich auf,
Und schloß den Finger heilig
In seines Stabes Knauf.

Und als er heimgeschritten
Ins Elsaß eben kam,
Und noch in Waldesmitten
Die letzte Ruhe nahm,
Lehnt er an einen Tannenbaum
Den Pilgerstab und legte
Sich hin zu kurzem Traum.

Nach seinem Stab geschwinde
Nun springt er wieder auf; —
Doch an der Tannenrinde
Hält fest der heilige Knauf,
Verwachsen ist er ganz und gar,
Und aus dem Wipfel steigen
Zwei blaue Flammen klar.

Er sieht sie staunend wehen,
Da rauscht's im Dickicht nah',
Und vor dem Pilger stehen
Viel schmucke Ritter da,
Der Herr von Engelburg voraus,
Dem auf dem Felsen droben
Sich hebt das Grafenhaus.

Er hat im Waldesgrunde
Die Flammen leuchten seh'n
Und kommt, daß er erkunde,
Was Wunder hier gescheh'n.
Was mit dem Ringlein seines Herrn
Sich Alles hat begeben,
Das meldet ihm Matern.

Auch hebt er an zu künden,
Wie er vor langer Frist
Aus diesen Thalesgründen
Einst ausgezogen ist,
Und bald zu Land, zu Meere bald
Mit seinem Herrn gewandert,
Dem Ritter Theobald;

Wie der, gebeugt von Schmerze,
Nicht Ruh' noch Freude fand,
Bis leichter schlug sein Herze
Im geistlichen Gewand;
Und wie er Bischof ward zuletzt,
Und wo sein Leichnam ruhet
In kühler Erde jetzt.

Da ruft der Graf: „Materne!
Bist Du es wahr und echt?
Zurück aus weiter Ferne,
Du alter, treuer Knecht?
Sieh her — von Engelsburg der Graf
Bin ich, des junge Schwester
Der Blitz vor Jahren traf.

Als ihm die Braut verschieden,
Dein Herr von hinnen schwand —
So fand er denn den Frieden
Im geistlichen Gewand!
O Theobald und Adelheid,
Ihr habt Euch wiederfunden
Nach langer Trennung Leid!"

Der Staub wird ausgehauen,
Es drängt den Grafen gar
Das Ringlein zu erschauen:
„Der Brautring ist's fürwahr!
Das Wunder plötzlich deutet sich:
Das ist dieselbe Tanne,
Wo einst die Maid erblich!

„D'rum hing an diesem Stamme
So fest des Stabes Knauf,
Es schlug die Zwillingsflamme
Aus diesem Ringlein auf;
Das hat im weiten Waldesraum
Getreulich aufgefunden
Den alten Tannenbaum.

„O Schwester Adelheide!
Theobald, mein Bruder werth!
Wie diese Flammen beide
Ist eure Lieb' verklärt.
So soll auch diesem Baum gescheh'n:
An seiner Statt soll künftig
Ein heilig Münster steh'n." —

Und wie der Morgen dämmert,
Schon hallte im Waldesgau,
Der muntre Steinmetz hämmert,
Und bald ersteht der Bau;
Gen Himmel sproßt er kühn und schwank
Mit tausend luftigen Aesten,
Wie eine Tanne schlank.

Und ringsum unverzüglich
Erhebt sich Haus an Haus,
Zum Thale schaut vergnüglich
Das Städtlein Tann heraus;
Sanct Theobaldus schirmt es mild,
Und eine Tanne führt es
In seinem Wappenschild.

Und alle Glocken mahnen
Am Tag Sanct Theobald,
Da kommt mit Kreuz und Fahnen
Der fromme Zug gewallt;
Und mancher hat zur Nacht geseh'n
Hoch aus der Münsterkrone
Zwei blaue Flammen weh'n.

Adolf Stöber.

Aus Normännischer Brauch.

Wohl sitzt am Meeresstrande
Ein zartes Jungfräulein,
Sie angelt manche Stunde,
Kein Fischlein beißt ihr ein.

Sie hat 'nen Ring am Finger
Mit rothem Edelstein,
Den bind sie an die Angel,
Wirft ihn ins Meer hinein.

Da hebt sich aus der Tiefe
'ne Hand wie Elfenbein,
Die läßt am Finger blinken
Das goldne Ringelein;

Da hebt sich aus dem Grunde
Ein Ritter jung und fein,
Er prangt in goldnen Schuppen
Und spielt im Sonnenschein.

Das Mägdlein spricht erschrocken:
„Nein, edler Ritter, nein!
Laß Du mein Ringlein golden!
Gar nicht begehrt ich Dein."

Man angelt nicht nach Fischen
Mit Gold und Edelstein:
Das Ringlein laß ich nimmer,
Mein eigen mußt Du sein."

Ludwig Uhland.

Die Königstochter.

Des Königs von Spanien Tochter
Ein Gewerb' zu lernen begann.
Sie wollte wohl lernen nähen,
Waschen und näh'n fortan.

Und bei dem ersten Hemde,
Das sie sollte gewaschen han,
Den Ring von ihrer weißen Hand
Hat ins Meer sie fallen lan.

Sie war ein zartes Fräulein,
Zu weinen sie begann.
Da zog des Wegs vorüber
Ein Ritter lobesan:

„Wenn ich ihn wiederbringe,
Was giebt die Schöne dann?"
„Einen Kuß von meinem Munde
Ich nicht versagen kann."

Der Ritter sich entkleidet,
Er taucht ins Meer wohlan,
Und bei dem ersten Tauchen
Er nichts entdecken kann.

Und bei dem zweiten Tauchen,
Da blinkt der Ring heran,
Und bei dem dritten Tauchen
Ist ertrunken der Rittersmann.

Sie war ein zartes Fräulein,
Zu weinen sie begann.
Sie ging zu ihrem Vater:
„Will kein Gewerb' fortan."

Ludwig Uhland.

Des Goldschmieds Töchterlein.

Ein Goldschmied in der Bude stand
Bei Perl' und Edelstein:
„Das beste Kleinod, das ich fand,
Das bist doch Du, Helene,
Mein theures Töchterlein!"

Ein schmucker Ritter trat herein:
„Willkommen, Mägdlein traut!
Willkommen, lieber Goldschmied mein!
Mach' mir ein köstlich Kränzchen
Für meine süße Braut!"

Und als das Kränzlein war bereit
Und spielt in reichem Glanz,
Da hängt Helen' in Traurigkeit,
Wohl als sie war alleine,
An ihren Arm den Kranz.

„Ach wunderselig ist die Braut,
Die 's Krönlein tragen soll.
Ach schenkte mir der Ritter traut
Ein Kränzlein nur von Rosen,
Wie wär' ich freudenvoll!"

Nicht lang, der Ritter trat herein,
Das Kränzlein wohl beschaut':
„O fasse, lieber Goldschmied mein,
Ein Ringlein mit Demanten
Für meine süße Braut."

Und als das Ringlein war bereit
Mit theurem Demantstein,
Da steckt Helen' in Traurigkeit,
Wohl als sie war alleine,
Es halb ans Fingerlein:

„Ach wunderselig ist die Braut,
Die 's Ringlein tragen soll.
Ach, schenkte mir der Ritter traut
Nur seines Haars ein Löcklein,
Wie wär ich freudenvoll!"

Nicht lang, der Ritter trat herein,
Das Ringlein wohl beschaut':
„Du hast, o lieber Goldschmied mein,
Gar fein gemacht die Gaben
Für meine süße Braut."

„Doch, daß ich wisse, wie ihr's steh',
Tritt, schöne Maid, herzu,
Daß ich an Dir zur Probe seh'
Den Brautschmuck meiner Liebsten!
Sie ist so schön wie Du."

Es war an einem Sonntag früh;
D'rum hatt' die feine Maid
Heut' angethan mit sond'rer Müh',
Zur Kirche hinzugehen,
Ihr allerbestes Kleid.

Von holder Scham erglühend ganz
Sie vor dem Ritter stand;
Er setzt ihr auf den goldnen Kranz,
Er steckt' ihr an das Ringlein,
Dann faßt er ihre Hand:

„Helene süß, Helene traut!
Der Scherz ein Ende nimmt.
Du bist die allerschönste Braut,
Für die ich's goldne Kränzlein,
Für die den Ring bestimmt.

„Bei Gold und Perl' und Edelstein
Bist Du erwachsen hier;
Das sollte Dir ein Zeichen sein,
Daß Du zu hohen Ehren
Eingehen wirst mit mir."

Ludwig Uhland.

Der Ring.

Es ging an einem Morgen,
Ein Ritter über die Au;
Er dacht' mit bangen Sorgen
An die allerschönste Frau:

„Mein werthes Ringlein golden,
Verkünde du mir frei!
Du Pfand von meiner Holden,
Wie steht es mit ihrer Treu'?"

Wie er's betrachten wollte,
Vom Finger es ihm sprang;
Das Ringlein hüpft' und rollte,
Den Wiesengrund entlang.

Er will mit schnellen Händen
Es haschen auf der Au,
Doch goldne Blumen ihn blenden
Und Gräser, betropft vom Thau.

Ein Falk' es gleich erlauschte,
Der auf der Linde saß;
Vom Wipfel er niederrauschte,
Er holt es aus dem Gras.

Mit mächtigem Gefieder
Er in die Luft sich schwang;
Da wollten seine Brüder
Ihm rauben den goldnen Fang.

Doch keiner gewann's von allen,
Das Ringlein fiel aus der Höh';
Der Ritter sah es fallen
In einen tiefen See.

Die Fischlein hüpften munter,
Zu haschen den goldnen Tand;
Das Ringlein sank hinunter,
Bis es den Blicken schwand.

„O Ringlein, auf den Triften,
Da äffen dich Gras und Blum';
O Ringlein, in den Lüften,
Da tragen die Vögel dich um.

„O Ringlein, in Wassers Grunde,
Da haschen die Fische dich frei;
Mein Ringlein, ist das die Kunde,
Die Kunde von Liebchens Treu'?"

Ludwig Uhland.

Schwimm hin, schwimm her, du Ringlein.

Nichts Schöneres kann mich mehr erfreuen,
Als wenn es der Sommer angeht,
Da blühen die Rosen im Maien,
Trompeter, die blasen ins Feld.

Trompeter, die haben's geblasen;
Soldaten marschiren ins Feld,
Sie ziehen dem Feinde entgegen,
Zum Streite wohl sind sie bestellt.

Dort drunten ins Kaisers Schloßgarten,
Da stehet ein Feigenbaum,
Da müssen wir alle ablegen
Pistolen und Säbelbezeug.

Ach Schätzel, was hab' ich erfahren,
Daß Du jetzt reisen von hier,
Willst reisen ins fremde Land 'nause,
Wann kommst Du wieder zu mir?

Und da ich im fremden Land draußen war,
Gedacht ich gleich wieder nach Haus,
Ach, wär' ich zu Hause geblieben
Und hätte gehalten mein Wort.

Und als ich wieder nach Hause kam,
Feins Liebchen stand unter der Thür,
Gott grüß Dich, Du Hübsche, Du Feine,
Von Herzen gefallest Du mir!

Ich brauche Dir nicht zu gefallen,
Ich habe schon längst einen Mann,
Dazu einen hübschen und feinen,
Der mich wohl ernähren kann.

Was zog er aus seiner Tasche?
Ein Messer, war scharf und war spitz;
Er stach es feins Liebchen ins Herze,
Das rothe Blut gegen ihn spritzt.

Er zog es gleich wieder herause,
Vom Blute da war es so roth,
Hast Du nun gelitten die Schmerzen,
So will ich auch leiden den Tod.

Da nun das Liebchen gestorben,
Wo begrabt man sie denn hin?
In ihres Vaters Schloßgarten,
Wo weiße Lilien blühn.

Was zog er da von seinem Finger?
Ein Ringlein, das war von Gold,
Er warf es sogleich in das Wasser,
Die Wellen die geben den Schein.

Schwimm hin, schwimm hin, du Ringelein,
Schwimm hin in das Meer hinein
Und grüß mir mein Vater und Mutter,
Und sag', ich komm nimmermehr heim.

Aus: „Des Knaben Wunderhorn".

Das Lied vom Ringe.

Es waren drei Soldaten,
Dabei ein junges Blut,
Sie hatten sich vergangen,
Der Graf nahm sie gefangen,
Setzt sie bis auf den Tod.

Es war ein wackres Mädelein,
Dazu aus fremdem Land,
Sie lief in aller Eilen
Des Tags wohl zehen Meilen
Bis zu dem Grafen hin.

„Gott grüß Euch, edler Herre mein,
Ich wünsch' Euch guten Tag!
Ach! wollt' Ihr mein gedenken,
Den Gefangenen mir zu schenken,
Ja schenken zu der Eh'?"

„Ach nein, mein liebes Mädelein,
Das kann und mag nicht sein,
Der Gefangne, der muß sterben,
Gott's Gnad muß er ererben,
Wie er verdienet hat."

Das Mädel drehet sich herum
Und weinet bitterlich,
Sie lief in aller Eilen
Des Tags wohl zwanzig Meilen
Bis zu dem tiefen Thurm.

„Gott grüß euch, ihr Gefangnen mein,
Ich wünsch' euch guten Tag!
Ich hab' für euch gebeten,
Ich kann euch nicht erretten,
Es hilft nicht Gut noch Geld."

Was hat sie unter ihrem Schürzelein?
Ein Hemdlein war schneeweiß:
„Das nimm, Du Allerliebster mein,
Es soll von mir Dein Brauthemd sein,
Darin lieg' Du im Tod."

Was zog er von dem Finger sein?
Ein Ringlein, war von Gold:
„Das nimm, Du Hübsche, Du Feine,
Du Allerliebste meine,
Das soll Dein Trauring sein."

„Was soll ich mit dem Ringlein thun,
Wenn ich's nicht tragen kann?
Leg' es in Kisten und Kasten
Und laß es ruhen und rasten,
Bis an den jüngsten Tag."

„Und wenn ich über Kisten und Kasten komm
Und sehe das Ringlein an,
Da darf ich's nicht anstecken,
Das Herz möcht' mir zerbrechen,
Weil ich's nicht ändern kann."

Aus: „Des Knaben Wunderhorn".

Das zerbrochene Ringlein.

In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,
Mein' Liebste ist verschwunden,
Die dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu' versprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei,
Sie hat die Treu' gebrochen,
Das Ringlein sprang entzwei.

Ich möcht' als Spielmann reisen
Weit in die Welt hinaus,
Und singen meine Weisen,
Und gehn von Haus zu Haus.

Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Um stille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

Hör' ich das Mühlrad gehen:
Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht' am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still!

Joseph Freiherr v. Eichendorff.

Treue Liebe.

Es schallten muntere Lieder
Hell durch den Fichtenwald.
Es kam ein munterer Reiter
Zum Försterhause bald.

Frau Muhme, guten Morgen,
Wo bleibt die Liebste mein? —
Sie lieget krank zum Sterben,
Im obern Kämmerlein.

Er steigt in bitteren Thränen
Die Treppe wohl hinauf,
Er hemmte vor der Thüre
Der Liebsten seinen Lauf.

Herein, herein, Geliebter,
Zu schmerzlichem Besuch!
Die heim Du wolltest holen,
Deckt bald das Leichentuch.

Sie schläft in engem Sarge,
Drauf liegt der Myrthenkranz;
Du wirst nicht heim sie führen,
Nicht bei Gesang und Tanz.

Sie werden fort mich tragen
Und tief mich scharren ein,
Du wirst mir Thränen weinen
Und eine Andre frei'n. —

Die Du mich nie betrübet,
Du meine Zier und Lust,
Wie hast Du jetzt geschnitten
Mir scharf in meine Brust!

Drauf sahen zu einander
Die beiden ernst und mild
Verschlungen ihre Hände,
Ein schönes bleiches Bild.

Da schied sie sanft hinüber,
Er aber zog zur Stund'
Das Ringlein sich vom Finger
Und steckt's in ihren Mund.

Ob er geweinet habe,
Als solches ist gescheh'n? —
Ich selber floß' in Thränen
Und hab' es nicht geseh'n.

Es gräbt der Todtengräber
Ein Grab und noch ein Grab:
Er kommt an ihre Seite,
Der ihr das Ringlein gab.

Adalbert v. Chamisso.

Die wahrheitsliebende Tochter.

Hoch oben auf dem Berg ich stand,
Schaut' in das Thal dahin,
Ein Schifflein sah ich fahren dort,
Drei Burschen saßen drin.

Der schönste und der jüngste war,
Der in der Mitte saß,
Und der versprach die Ehe mir,
So jung als er noch war.

Er gab sein Ringlein mir zum Pfand,
Sein silbern Ringelein:
„Hier nimm, hier nimm, mein Mägdelein,
Das silberne Ringelein.

„Wenn Dich die Mutter fragen wird:
Sag an, wer gab Dir ihn?
So sage Deiner Mutter nur:
Gefunden hab' ich ihn."

Der Mutter kann ich lügen nicht,
Das kommt mir gar nicht ein,
Viel lieber will ich sagen so:
Der Jüngling will mich frei'n.

Haupt und Schmaler: „Volkslieder der Wenden".

Liebeswünsche.

Auf der Welt hab' ich kein Freud,
Ich hab' ein Schatz, und der ist weit;
Wenn ich nur mit ihm reden könnt',
So wär' mein ganzes Herz gesund.

Frau Nachtigall, Frau Nachtigall!
Grüß meinen Schatz viel tausendmal!
Grüß ihn so hübsch, grüß ihn so fein,
Sag ihm, er soll mein eigen sein.

Und komm ich vor ein Goldschmieds Haus,
Der Goldschmied schaut zum Fenster raus;
Ach Goldschmied, liebster Goldschmied mein,
Schmied mir ein feines Ringelein.

Schmied's nicht zu groß, schmied's nicht zu klein,
Schmied's für ein schönes Fingerlein,
Auch schmied mir meinen Namen dran,
Es soll mein Herzallerliebster han.

Hätt' ich ein Schlüssel von rothem Gold,
Mein Herz ich Dir aufschließen wollt,
Ein schönes Bild, das ist darein,
Mein Schatz, es muß Dein eignes sein.

Wenn ich nur ein Waldvöglein wär',
So säß ich auf dem grünen Zweig;
Und wenn ich genug gepfiffen hätt'
Flög ich zu Dir, mein Schatz, ins Reich.

Wenn ich zwei Taubenflügel hätt',
Wollt' fliegen über die ganze Welt;
Ich wollt' fliegen über Berg und Thal,
Hin, wo mein Allerliebster wär'.

Und wenn ich endlich bei Dir wär',
Und Du red'st dann kein Wort mit mir,
Müßt' ich in Trauren wieder fort,
Adje, mein Schatz, adje, von Dir.

Aus: „Des Knaben Wunderhorn".

Ringerl und Röserl.

J hab a mal a Ringerl kriagt
Von meiner Herzensdirn,
Und i hab' ihr a Röserl geb'n,
Wie's halt im Sommer blüh'n.

D'rauf hab'n wir uns gar zärtli küßt
Und das Versprechen geb'n,
Daß wir uns herzli liab'n woll'n
Durch's ganze Erdenleb'n.

S' war no nöt ganz a Jahr vorbei,
War's Röserl nimmer roth,
Und's Diand'l, das mei Alles ist g'west,
War ob'n beim lieben Gott.

Und eh's no gestorben is' hat's g'sagt:
Geh, wein Dir d' Augen nöt aus,
Wir werden uns bald wieder seh'n,
Dort oben im Vaterhaus.

Und kommst Du 'nauf ins Himmelreich,
Am Ring erkenn i di,
Und an Dein Röserl a mei Herz,
An dem erkennst Du mi.

Volkslied aus Bayern.

Aus: Frauen-Liebe und Leben.

Du Ring an meinem Finger,
Mein goldnes Ringelein,
Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein.

Du Ring an meinem Finger,
Da hast du mich erst belehrt,
Hast meinem Blick erschlossen
Des Lebens unendlichen Werth.

Ich werd' ihm dienen, ihm leben,
Ihm angehören ganz,
Hin selber mich geben und finden
Verklärt mich in seinem Glanz.

Du Ring an meinem Finger,
Mein goldnes Ringelein,
Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein.

Adalbert v. Chamisso.

Der Ring.

Ich saß auf einem Berge
Gar fern vom Heimathland,
Tief unter mir Hügelreihen,
Thalgründe, Saatenland.

In stillen Träumen zog ich
Den Ring vom Finger ab,
Den sie, ein Pfand der Liebe,
Beim Lebewohl mir gab.

Ich hielt ihn vor das Auge,
Wie man ein Fernrohr hält,
Und guckte durch das Reifchen,
Hernieder auf die Welt;

Ei, lustig grüne Berge
Und goldnes Saatgefild,
Zu solchem schönen Rahmen
Fürwahr ein schönes Bild!

Hier schmucke Häuschen schimmernd
Am grünen Bergeshang,
Dort Sicheln und Sensen blitzend
Die reiche Flur entlang!

Und weiterhin die Eb'ne,
Die stolz der Strom durchzieht;
Und fern die blauen Berge,
Grenzwächter von Granit.

Und Städte mit blanken Kuppeln,
Und grünes Wälderreich,
Und Wolken, ziehend zur Ferne,
Wohl meiner Sehnsucht gleich!

Die Erde und den Himmel,
Die Menschen und ihr Land,
Dies Alles hielt als Rahmen
Mein goldner Reif umspannt.

O, schönes Bild zu sehen
Vom Ring der Lieb' umspannt,
Die Erde und den Himmel,
Die Menschen und ihr Land!

Anastasius Grün.

Märchenkunde.

Im grünen Garten wand'l ich
Zur stillen Mittagszeit,
Und leichter wird das Herz mir
In dieser Einsamkeit.

Da denk' ich an die Liebste
Im fernen Heimathland,
Da blitzt im Sonnenlichte
Der Ring an meiner Hand.

Und alte Sagen kommen
Vor meinen Sinn aufs Neu': —
So lang' das Ringlein glänzet,
Ist sie gesund und treu!

Franz Kugler.

Das Ringlein.

Noch seh' ich Dich vor mir stehen
In dem Kindeskleidchen,
Da schon hab' ich Dich geliebet,
Nannte Dich mein Bräutchen,

Habe Dir als Liebeszeichen
Einen Ring gegeben,
Du gelobtest. ihn zu tragen
Für Dein ganzes Leben.

Mußte in die Fremde wandern,
Und Du unterdessen
Hast genommen einen Andern,
Ring und mich vergessen.

Und doch kann ich meine Liebe
Keiner Andern schenken,
Muß an Dich und an das Ringlein,
Ach, noch immer denken.

Witwitzki.

Zweifel.

An Deinem Finger, den weißen, schlanken,
Blitzt ein schmaler Streif.
All' meine Blicke, meine Gedanken
Benennt der kleine Reif.

Stehst Du so stolz in Sicherheit prangend,
Weil Dich ein Talisman schmückt?
Schweift ins Weite Dein Blick so verlangend,
Weil die Fessel Dich drückt?

Albert Träger,
aus: „Gedichte von Albert Träger".
Verlag von Ernst Keil's Nachf. in Leipzig.

Aus alter Zeit.

Geschlossen war der Kauf, das Kaufgeld angenommen
Und der ersehnte Tag der Hochzeit war gekommen.
Im Schmucke stand die Braut, das Goldhaar aufgebunden,
Zum Zeichen, daß für sie vorbei der Freiheit Stunden.
Vom Gürtel hing herab der Schlüsselbund; denn schalten
Als Hausfrau sollte sie und Hab' und Gut verwalten.
Blank in des Bräut'gams Hand sah man ein Schlachtschwert blitzen,
Weil es fortan ihm Pflicht, die Schwache zu beschützen.
Nachdem der Bräut'gam ein Ringlein angemessen
Der Braut, hat er den Schuh, den Brautschuh nicht vergessen.
Das Ringlein sagte ihr, daß sie sein sei durch Handel,
Die Schuh, daß nach dem Mann sich richten soll ihr Wandel.
Dann legte man der Braut noch in den Schooß als Zeichen,
Daß von der Treue Pfand sie niemals dürfte weichen,
Den Hammer Thor's, des Gott's, der Untreu werde rächen,
Versuchte sie es je, den heil'gen Bund zu brechen.
Wie doch so feierlich der Ehe Schließung war,
Als der Germane noch im Urwald ein Barbar.

Julius Sturm.

Geharnischte Sonette.

1.

Frau'n Preußens, nehmt für Eure Opfergaben
Das Opfer an des Lied's, das ich Euch bringe,
Ihr, die Ihr gabt vom Finger Eure Ringe,
So wie Ihr gabt vom Busen Eure Knaben.

Dem Vaterland! In Erzschrift sei gegraben
Eu'r Preis, das ihm kein Mund der Zeit bezwinge!
Des Ruhms, den Eurer Männer blut'ge Klinge
Erfechten wird, sollt Ihr die Hälfte haben.

Denn wenn sie selbst, im Sturm des Feindes, Wunden
Erbeuteten, so habt Ihr mit dem Kleide
Von Euren Schultern ihnen sie verbunden;

Und wenn der Freiheit Tempel aus dem Leide
Neu steigt durch sie, so soll's die Welt erkunden,
Daß, ihn zu schmücken, Ihr gabt Eu'r Geschmeide.

Fr. Rückert.

Rheinischer Bundesring.

Bald gras' ich am Neckar,
Bald gras' ich am Rhein,
Bald hab' ich ein Schätzel,
Bald bin ich allein.

Was hilft mir das Grasen,
Wann die Sichel nicht schneid't,
Was hilft mir ein Schätzel,
Wenn's bei mir nicht bleibt.

So soll ich dann grasen
Am Neckar, am Rhein,
So werf ich mein goldiges
Ringelein hinein.

Es fließet im Neckar
Und fließet im Rhein,
Soll schwimmen hinunter
Ins tiefe Meer 'nein.

Und schwimmt es das Ringlein,
So frißt es ein Fisch,
Das Fischlein soll kommen
Aufs Königs sein Tisch.

Der König thät fragen,
Wem's Ringlein soll sein?
Da thät mein Schatz sagen,
Das Ringlein g'hört mein.

Mein Schätzlein thät springen
Berg auf und Berg ein,
Thät mir wied'rum bringen,
Das Goldringlein fein.

Kannst grasen am Neckar,
Kannst grasen am Rhein,
Wirf Du mir nur immer
Dein Ringlein hinein.

Aus: „Des Knaben Wunderhorn".

Sprüche.

Hast Du einen Ring am Finger,
Schwer von Gold mit Stein geschmückt?
Das ist echte Lieb' und Treue,
Wenn es recht am Finger drückt.

Ludwig Uhland.

Wer sich von dem gold'nen Ringe
Gold'ne Tage stets verspricht,
O, der kennt den Lauf der Dinge
Und der Menschen Herzen nicht.

Aus: „Herzensworte" von Julie Burow.

Aus: Frauen-Liebe und Leben.

Helft mir, ihr Schwestern,
Freundlich mich schmücken,
Dienet der Glücklichen heute mir.
Windet geschäftig
Mir um die Stirne
Noch der blühenden Myrthe Zier.

Als ich befriedigt,
Freudigen Herzens,
Dem Geliebten im Arme lag,
Immer noch rief er,
Sehnsucht im Herzen,
Ungeduldig den heut'gen Tag.

Helft mir, ihr Schwestern,
Helft mir verscheuchen
Eine thörichte Bangigkeit;
Daß ich mit klarem
Aug' ihn empfange,
Ihn' die Quelle der Freudigkeit.

Bist, mein Geliebter,
Du mir erschienen,
Giebst Du, Sonne, mir Deinen Schein?
Laß mich in Andacht,
Laß mich in Demuth,
Mich verneigen dem Herren mein.

Streuet ihm, Schwestern,
Streuet ihm Blumen,
Bringt ihm knospende Rosen dar,
Aber euch, Schwestern,
Grüß ich mit Wehmuth,
Freudig scheidend aus eurer Schaar.

Adalbert v. Chamisso.

Der Brautkranz.

Lebt wohl, ihr Schwestern, die ihr heut' mich schmücket,
Nehmt für den letzten Dienst den letzten Dank.
Die Myrthe, die ihr in das Haar mir drücket,
Trennt mich von euch, mahnt mich zum ernsten Gang.
Lebt wohl, gedenkt in herzlichem Gebete
Des Mädchens, das noch heut' wird Gattin sein,
Und laßt mich, eh' ich vor den Altar trete,
Laßt mich noch einen Augenblick allein!

Ich bin allein — doch ob mich Niemand sähe,
Ein Auge, weiß ich, ruht klar über mir;
Mein Herr und Gott, ich fühle Deine Nähe,
Und meine Seele flüchtet sich zu Dir.
Im Myrthenkranz, der einmal nur im Leben
Als höchster Schmuck der Jungfrau Stirn umlaubt,
Und dem das Mädchenherz mit bangem Beben
Entgegenschlug, neig' ich vor Dir das Haupt.

Du sah'st so oft die Augen freudig glänzen,
In Deiner Hut war immer mir so wohl,
Ich schmückte mich sogar mit Blumenkränzen,
Des Mädchenstandes lieblichem Symbol —

Du hast bisher auf meines Lebens Pfade
So viele Freudenblumen mir gestreut:
Du lieber Herr! für alle Deine Gnade
Nimm einmal noch den Dank des Mädchens heut'.

Mit Blumen darf ich heute mich nicht schmücken,
Ein neues Leben soll mir erst erblüh'n:
Nur reines Weiß will zu der Braut sich schicken,
Und drüber schwebt der Myrthe Immergrün —
O, Herr, mein Gott! ich will ja gerne scheiden
Vom Mädchenstand, doch nimmermehr von Dir,
Laß immer mich das Weiß der Unschuld kleiden,
Laß diese Myrthe grünen für und für.

Gustav Jahn.

Myrthen.

Sie brach ein Reis vom Hochzeitskranz
Und pflanzt' es gläubig ein:
„Nun trage mir ein Kränzlein grün
Für's künftige Töchterlein!"

Sind sechzehn Jahre wohl herum;
Das Reislein wuchs heran,
Hier sitzt das wack're Töchterlein —
Fehlt nur der Freiersmann.

Theodor Storm.

Rosmarien.

Es wollt' die Jungfrau früh' aufstehn,
Wollt' in des Vaters Garten gehn,
Roth Röslein wollt' sie brechen ab,
Davon wollt' sie sich machen
Ein Kränzelein wohl schön.

Es sollt ihr Hochzeitskränzlein sein:
„Dem feinen Knab, dem Knaben mein,
Ihr Röslein roth, ich brech' euch ab,
Davon will ich mir winden
Ein Kränzelein so schön."

Sie ging im Grünen her und hin,
Statt Röslein fand sie Rosmarien:
„So bist Du, Getreuer, hin!
Kein Röslein ist zu finden,
Kein Kränzelein so schön."

Sie ging im Garten her und hin,
Statt Röslein brach sie Rosmarien:
„Das nimm Du, mein Getreuer, hin!
Lieg' bei Dir unter Linden,
Mein Todtenkränzlein schön."

Aus: „Des Knaben Wunderhorn".

Lied der Brautjungfern.

Wir winden Dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide.
Wir führen Dich zu Spiel und Tanz,
Zu Glück und Liebesfreude!
Schöner grüner Jungfernkranz!
Veilchenblaue Seide.

Lavendel, Myrth' und Thymian,
Das wächst in meinem Garten;
Wie lang bleibt doch der Freiersmann?
Ich kann es kaum erwarten.
Schöner grüner Jungfernkranz!
Veilchenblaue Seide.

Sie hat gesponnen sieben Jahr'
Den gold'nen Flachs am Rocken,
Das Tüchlein ist wie Spinnweb' klar,
Und grün der Kranz der Locken.
Schöner grüner Jungfernkranz!
Veilchenblaue Seide.

Und als der schmucke Freier kam,
War'n sieben Jahr verronnen.
Und weil sie der Herzliebste nahm,
Hat sie den Kranz gewonnen.
Schöner grüner Jungfernkranz!
Veilchenblaue Seide.

F. Kind.

Aus der Oper: „Der Freischütz".

Der Kranz.

Es pflückte Blümlein mannigfalt
Ein Mägdlein auf der lichten Au,
Da kam wohl aus dem grünen Wald
Eine wunderschöne Frau.

Sie trat zum Mägdlein freundlich hin,
Sie schlang ein Kränzlein ihm ins Haar:
„Noch blüht es nicht, doch wird es blühn;
O trag' es immerdar!"

Und als das Mägdlein größer ward
Und sich erging im Mondenglanz
Und Thränen weinte, süß und zart,
Da knospete der Kranz.

Und als ihr holder Bräutigam
Sie innig in die Arme schloß,
Da wanden Blümlein wonnesam
Sich aus den Knospen los.

Sie wiegte bald ein süßes Kind
Auf ihrem Schooße mütterlich,
Da zeigten an dem Laubgewind
Viel goldne Früchte sich.

Und als ihr Lieb versunken war,
Ach in des Grabes Nacht und Staub,
Da weht' um ihr zerstreutes Haar
Ein herbstlich falbes Laub.

Bald lag auch sie erbleichet da,
Doch trug sie ihren werthen Kranz;
Da war's ein Wunder, denn man sah
So Frucht als Blüthenglanz.

Ludwig Uhland.

Die Dorfbraut.

Ich bin ein wendisch Mägdelein,
Man nennet Hanka mich,
Muß singen stets und fröhlich sein,
Arbeit ich emsiglich.

Steigt früh die Lerche in die Höh',
Steig' ich auch aus dem Bett
Und fahre hin nach Gras und Klee,
Sing' mit ihr um die Wett'.

Ich fahre auf den grünen Plan,
Wetz' mir die Sichel fein,
Und fange frisch zu schneiden an
Das Gras am Blumenrain.

Und mach' ich mir das Händchen naß
Im Thau am Wiesenrand,
So blitzt mein Ring durch's grüne Gras
An meiner nassen Hand.

Den Ring hab' ich vom Liebsten mein,
Dem schönsten Jüngling hier,
Im milden Abenddämmerschein
Da kommt er stets zu mir.

Zu Hemden spann den Winter ich
Genug zu Leinwand, schaut
Sie fertig schon gewirkt für mich,
Die brauch' ich ja als Braut.

Wohl an den langen Abenden
Schloß ich mir Federn ein,
Drum seht die Betten fertig stehn
In meinem Kämmerlein.

Für's rothe Kopfband wird bestellt
Ein Rautenkränzelein,
Und Mutter kauft um schweres Geld
Mir Frauenhauben ein.

Dann wähl' ich zu Zuchtjungfern aus
Die Freundinnen am Ort,
Und das giebt einen Hochzeitsschmaus
Drei Tage fort und fort.

Haupt und Schmaler: Volkslieder der Wenden.

Die traurig prächtige Braut.

Komm heraus, komm heraus, Du schöne, schöne Braut,
Deine guten Tage sind alle, alle aus.
O Weiele weh, o Weiele weh!
Was weinet die schöne Braut so sehr,
Mußt die Jungfern lassen stehn,
Zu den Weibern mußt Du gehn.

Lege an, lege an, auf kurze, kurze Zeit
Darfst Du ja wohl tragen das schöne Hochzeitskleid.
O Weiele weh, o Weiele weh!
Ach, was weinet die schöne Braut so sehr!
Mußt Dein Härlein schließen ein
In dem weißen Häubelein.

Lache nicht, lache nicht, Deine rothe, rothe Schuh
Werden Dich wohl drücken, sind eng genug dazu.
O Weiele weh, o Weiele weh!
Ach, was weinet die schöne Braut so sehr,
Wenn die Andern tanzen gehn,
Wirst Du bei der Wiege stehn.

Winke nur, winke nicht, sind gar leichte, leichte Wink',
Bis Du an dem Finger einen goldnen Hochzeitsring.
O Weiele weh, o Weiele weh!
Ach, was weinet die schöne Braut so sehr!
Goldne Ketten legst Du an,
Mußt in ein Gefängniß gahn.

Springe heut', springe heut' Deinen letzten, letzten Tanz,
Morgen kannst Du weinen auf den schönen Hochzeitskranz.
O Weiele weh, o Weiele weh!
Ach, was weinet die schöne Braut so sehr!
Mußt die Blumen lassen stehn,
Auf den Acker mußt Du gehn.

Aus: „Des Knaben Wunderhorn".

Das letzte Strählen von Mutters Hand.

Mutter strählt der Tochter Haar,
Tochter ganz in Thränen war.

Warum weinst Du, Töchterlein,
Trauerst so, Du Kindlein mein?

Warum sollt' ich weinen nicht?
Warum sollt' ich trauern nicht? —

Strählst mich heut' das letzte Mal,
Wirst mich strählen nimmermehr.

Kränzest mich das letzte Mal,
Wirst mich kränzen nimmermehr.

Haupt und Schmaler: Volkslieder der Wenden.

Frühling.

Die Wellen blinken und fließen dahin —
Es liebt sich so lieblich im Lenze!
Am Flusse sitzt die Schäferin
Und windet die zärtlichsten Kränze.

Das knospet und quillt, mit duftender Lust —
Es liebt sich so lieblich im Lenze!
Die Schäferin seufzt aus tiefer Brust:
„Wem geb' ich meine Kränze?"

Ein Reiter reitet den Fluß entlang,
Er grüßt sie so blühenden Muthes!
Die Schäferin schaut ihm nach so lang,
Fern flattert die Feder des Hutes.

Sie weint und wirft in den gleitenden Fluß
Die schönen Blumenkränze.
Die Nachtigall singt von Lieb' und Kuß —
Es liebt sich so lieblich im Lenze.

Heinrich Heine.

Der welke Kranz.

Auf der Haide ist ein Platz
Wo im Mai mein schöner Schatz
Einmal bei mir saß.
Hinterm Busch die Amsel rief,
Wilde Rosen hingen tief
Ins bethaute Gras.

Leise sprach er und ich wand
Einen Kranz mit scheuer Hand,
Blickte bang zu Thal.
Aber näher neigt er sich,
Hob mein Haupt und küßte mich
Ach, zum letzten Mal!

O wie war der Tag so licht!
Und ich Arme wehrt' ihm nicht,
Ließ es still geschehen.
Doch den Kranz in trunk'nem Traum
Hängt' ich in den Fliederbaum,
Der uns zugesehen.

Erste Lieb', du gehst vorbei
Schneller als der Sturm im Mai,
Bleibst kein treuer Gast:
Ach, mein Schatz ist lange fort,
Und mein Kränzlein hängt verdorrt
An dem grünen Ast.

Wilhelm Hertz.

Die todte Braut.

Ich hör' ein Glöcklein klingen,
Wem gilt der helle Klang?
Ich hör' im Thale singen,
Wem aber gilt der Sang?

Nicht zu dem Traualtare
Zieht dieser Zug empor,
Sie trugen eine Bahre
Hinein zum Friedhofsthor.

Die Kirchenfahne flattert
Daher im Morgenglanz
Und auf dem Sarge zittert
Ein frischer Myrthenkranz.

Ich hör' ein Glöcklein klingen,
Wie bange klingt sein Laut;
Ich hör' ein Grablied singen —
Gestorben ist die Braut.

Hoffmann v. Fallersleben.

Die Mainotenwittwe.

Sieben Wunden vor der Stirne und drei Wunden auf der Brust,
In der Faust das rothe Eisen und im Auge Siegeslust —
Also lag er auf dem Felde, und im Kreis eng um ihn her
Lagen seiner Feinde Waffen: Dolch und Büchse, Schwert und Speer,
Aber ihrer Träger Leichen lagen ihm so nahe nicht,
Abgewendet von dem Helden barg im Staub sich ihr Gesicht.

„Tochter, hole mir das Kränzlein, welches hängt in meinem Schrein,
Aber fass' es sanft, es wird wohl dürre zum Zerbrechen sein;
Damit will ich heut' mich kränzen, wie an meinem Ehrentag,
Will auf diesem Felde feiern noch einmal mein Brautgelag.
Schaff' auch schöne frische Blumen für den Bräutigam herbei
Daß das Lager weich und duftig meinem edlen Schläfer sei.

Einen Rosensenker steck' ich ihm in jedes offne Mal,
Daß sie einst aus seinem Hügel sprießen im Eurotasthal;
Und von diesen Rosen wind' ich Dir den Kranz, mein Töchterlein,
Wenn einmal ein Heldenknabe wird um Deine Liebe frein,
Einer, der zum Werbegelde so viel Türkenschädel gab,
Als blutrothe Rosenstöcke blüh'n auf Deines Vaters Grab! —

Aber morgen in der Frühe, wenn mein Bräutigam nun ruht,
Zieh' ich aus die Festgewänder, nehm' den Kranz von meinem Hut,
Und im grauen Wittwenhemde schleich' ich durch den grünen Wald,
Nicht zu lauschen, wo im Dickicht Nachtigallenschlag erschallt,
Nein, um einen Baum zu suchen ohne Blüth' und ohne Blatt,
Den die Turteltaubenwittwe sich zum Sitz ersehen hat,

Und dabei die frische Quelle, die sie trübe macht zuvor,
Eh' sie trinkt und eh' sie badet, seit sie ihren Mann verlor,
Da will ich mich niederlegen, wo kein Schattendach mich kühlt,
Wo der Regenguß die Thränen kalt mir von den Wangen spült,
Und mit meiner Turteltaube geh' ich einen Wettstreit an,
Wer am jämmerlichsten klagen, wer am frohsten sterben kann."

Wilhelm Müller.

Die Jungfrau von Athen.

Rosensträuche thät ich pflanzen unter meinem Fensterlein,
Und sie blühen und sie duften in die Kammer mir herein;
Und die Nachtigallen singen in den Zweigen Lieb und Lust.
Schweigt, ihr Vöglein, noch ein Weilchen! Ist es euch denn nicht bewußt,
Daß mein Liebster ist gezogen in das Feld mit Lanz und Schwert,
Für das heilige Kreuz zu kämpfen und für einen freien Herd?
Saht ihr nicht, daß meine Haare ich seit Monden nicht geschmückt?
Saht ihr wohl, daß eine Rose ich so lange hier gepflückt?
Schweigt, ihr Vöglein, noch ein Weilchen, bis der Liebste wiederkehrt
Und uns neue schöne Weisen zu der Freiheit Preise lehrt!
Blüht, ihr Rosen, noch ein Weilchen, und ich bind' euch mir zum Kranz,
Wenn den Siegern wir entgegen ziehn mit Sang und Spiel und Tanz;
Ach, und kehrtest Du, mein Liebster, mit den Andern nicht zurück,
Ach, so wollt' ich mich verbergen vor der Freude, vor dem Glück?
Bei den Rosensträuchen säß ich, bände Dornenkränze hier,
Und ein Vöglein aus dem Schwarme blieb' und klagte wohl mit mir.

Wilhelm Müller.

Abendgesang zum Jubelfeste eines Lehrers.

Der Tag entweicht, das Fest verklingt,
Die Liebe glüht und wacht,
Und in der dunkeln Stille singt
Sie Dir noch Gute Nacht.

Du hast sie wohl verdient, die Ruh';
Wer hat so treu geschafft
Mit unverdross'nem Muth wie Du,
Mit unerschöpfter Kraft?

Auf seinem Lorbeer schläft der Held:
Wo ist Dein Ehrenkranz?
Du sahst ihn heut' um Dich gestellt
In jungem Lenzesglanz.

Dein Ehrenkranz, das ist die Schaar
Der Schüler rund umher;
Der welkt nicht wie ein Kranz im Haar,
Wird nie von Blüthen leer.

Die Blüthen wachsen fort und fort
In jeder Jahreszeit
Und tragen Frucht von Ort zu Ort
Bis in die Ewigkeit.

Heil, den ein Kranz wie dieser schmückt,
Heil, treuer Lehrer, Dir!
Und trage lange noch beglückt
Die schöne Ehrenzier!

Wilhelm Müller.

Aus den Ritornellen

von F. Rückert.

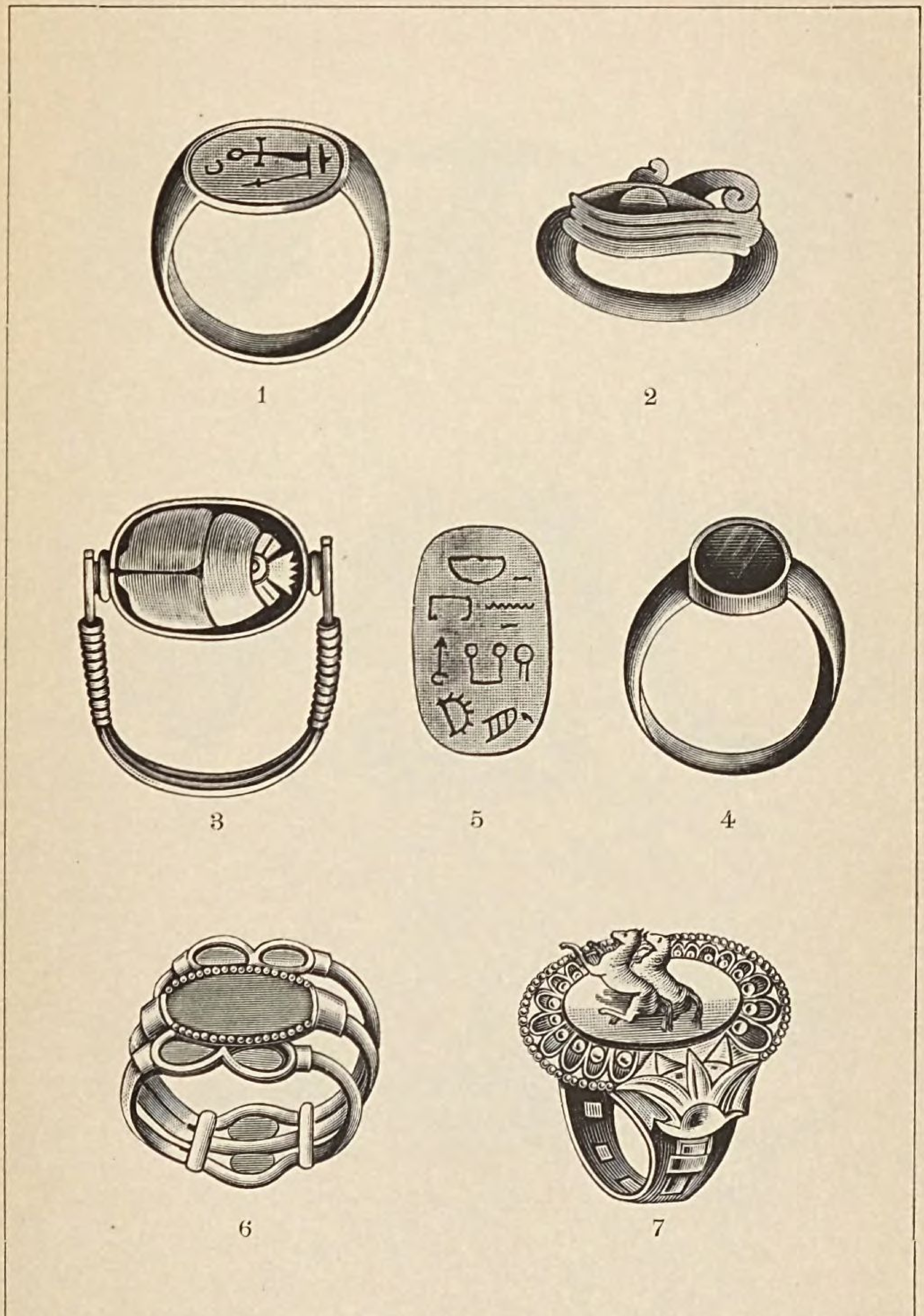
O Myrthenkrone!
Dein Loos ist schön, du dienst der Lieb' im Leben,
Der Unschuld dienst du im Sarg zum Lohne.

Frauen-Ritornello.

Blühende Myrthe —
Ich hoffte, süße Frucht von dir zu pflücken;
Die Blüthe fiel; nun seh' ich, daß ich irrte.

Theodor Storm.

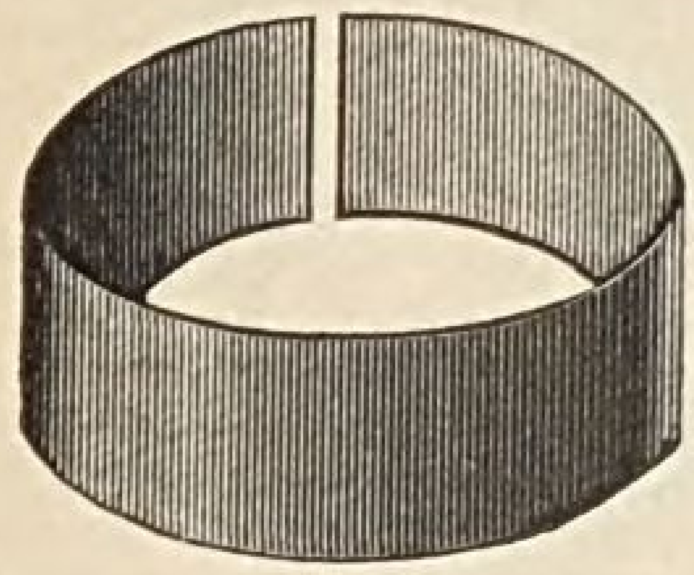
Tafel I.

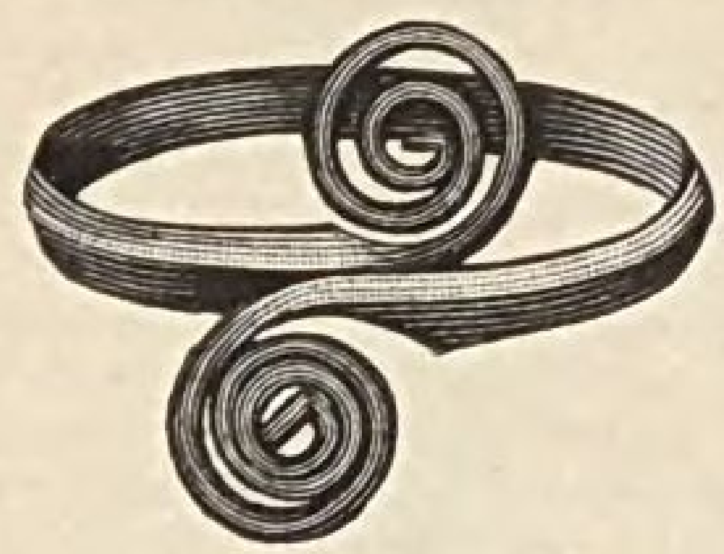


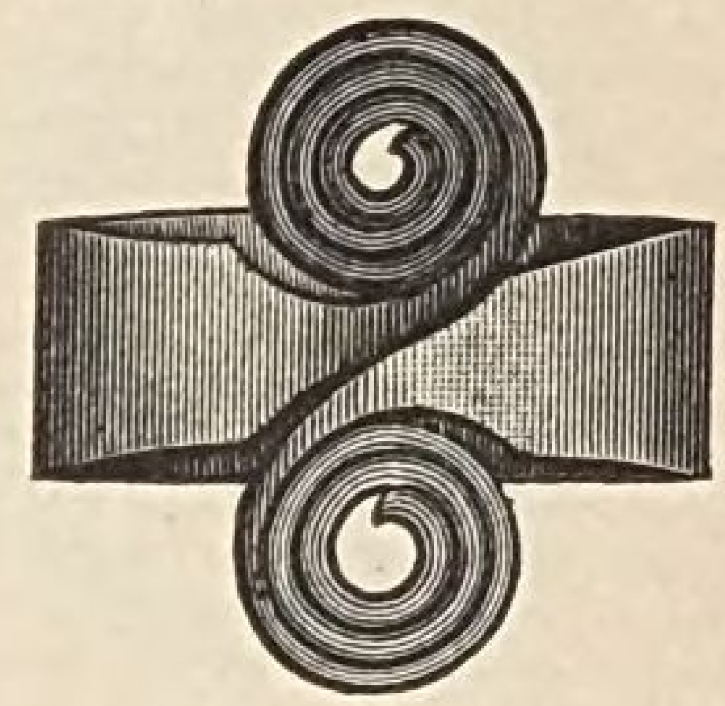
Aegyptische Ringe.

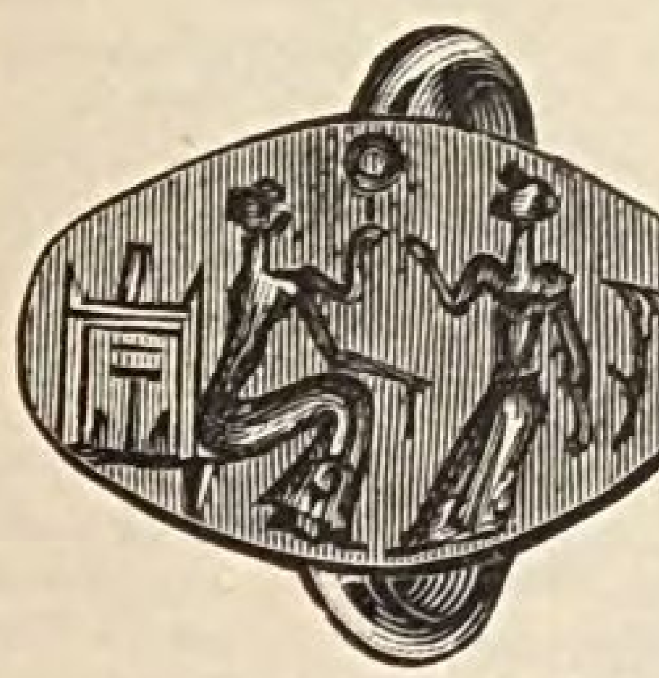
Seite 5—6.

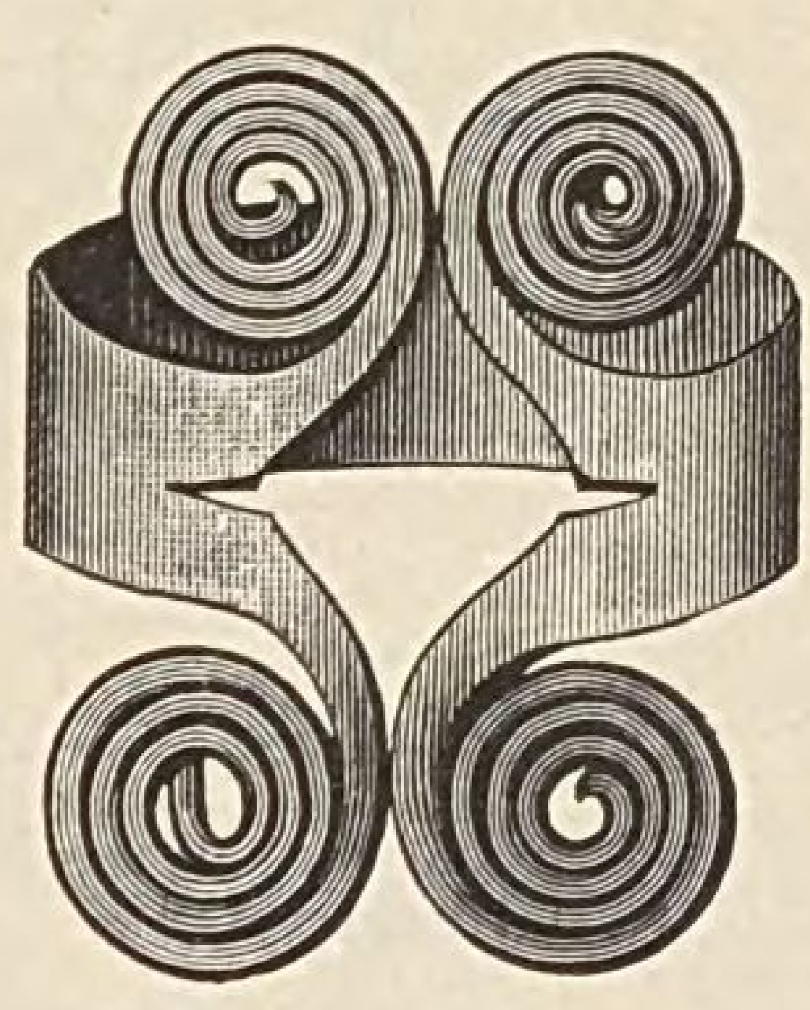
Tafel II.

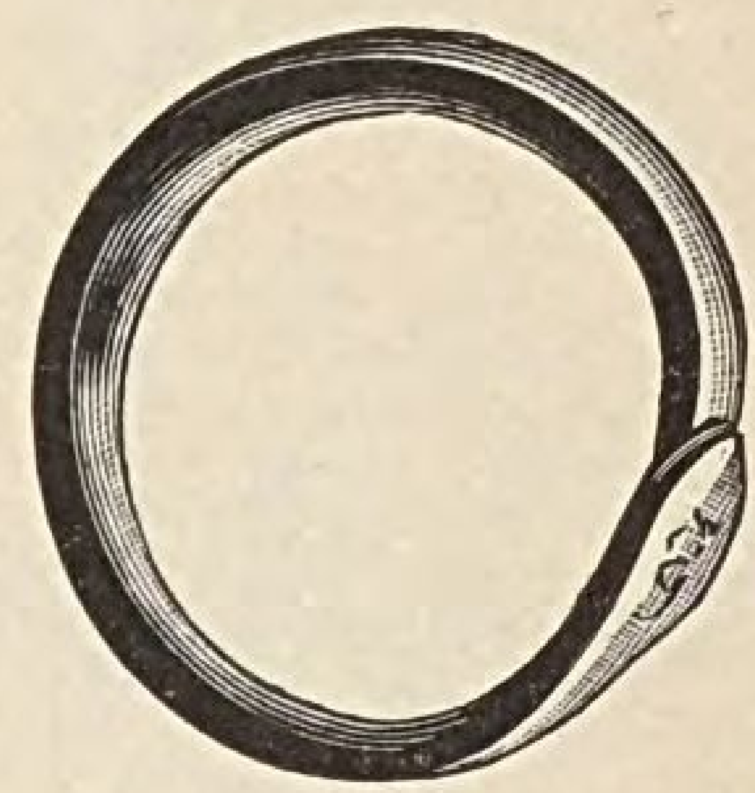

8


9


10

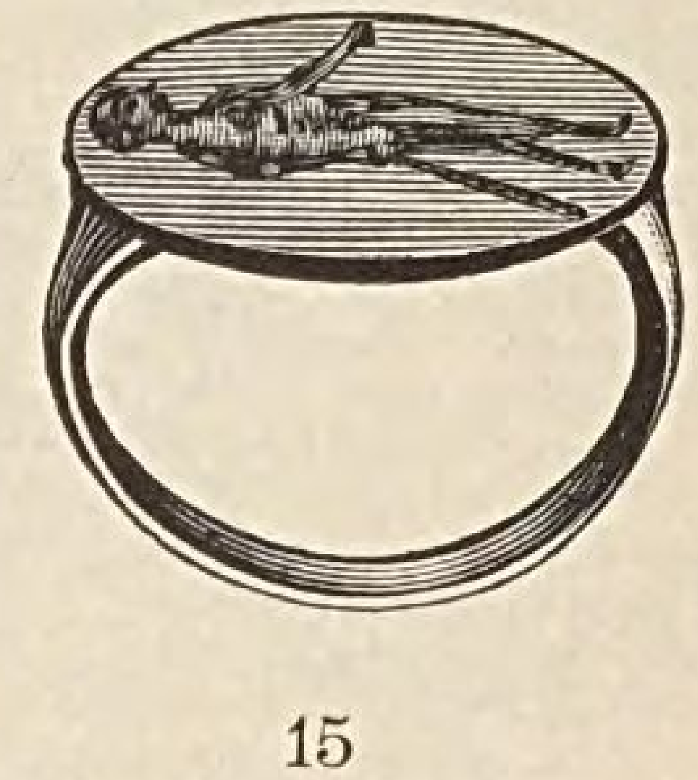

12


11


13


14


16


15

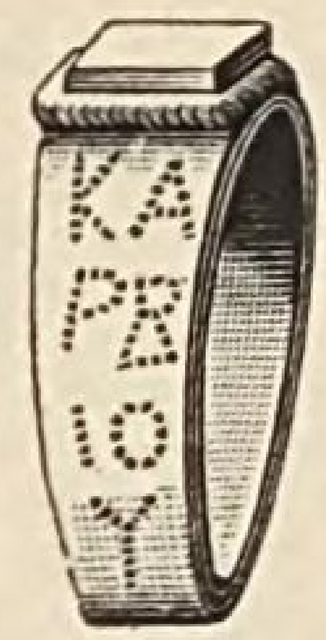
Griechische Ringe.

Seite 7—8.

Tafel III.



17



20



18



19



21



22



25



23



24

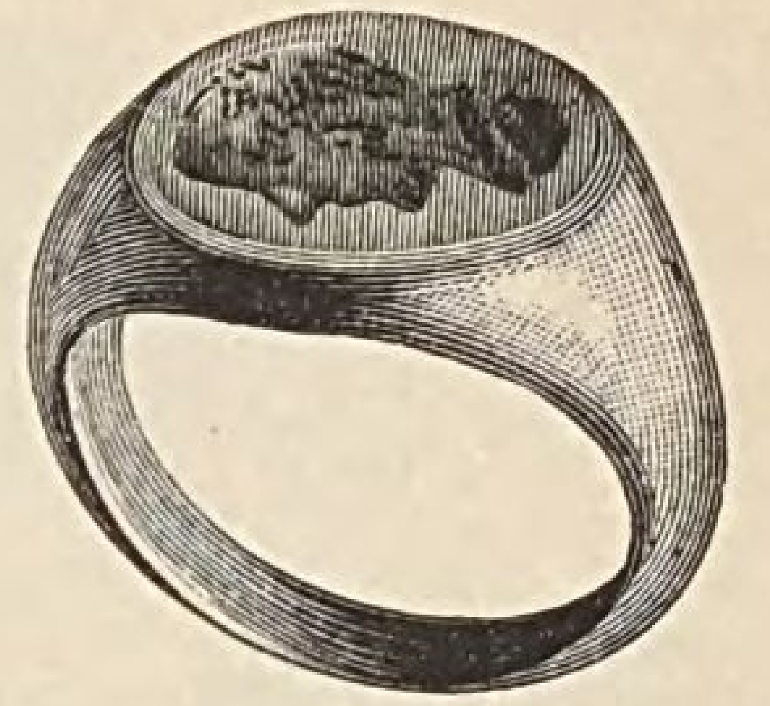
Griechische und etruskische Ringe.

Seite 8—10.

Tafel IV.



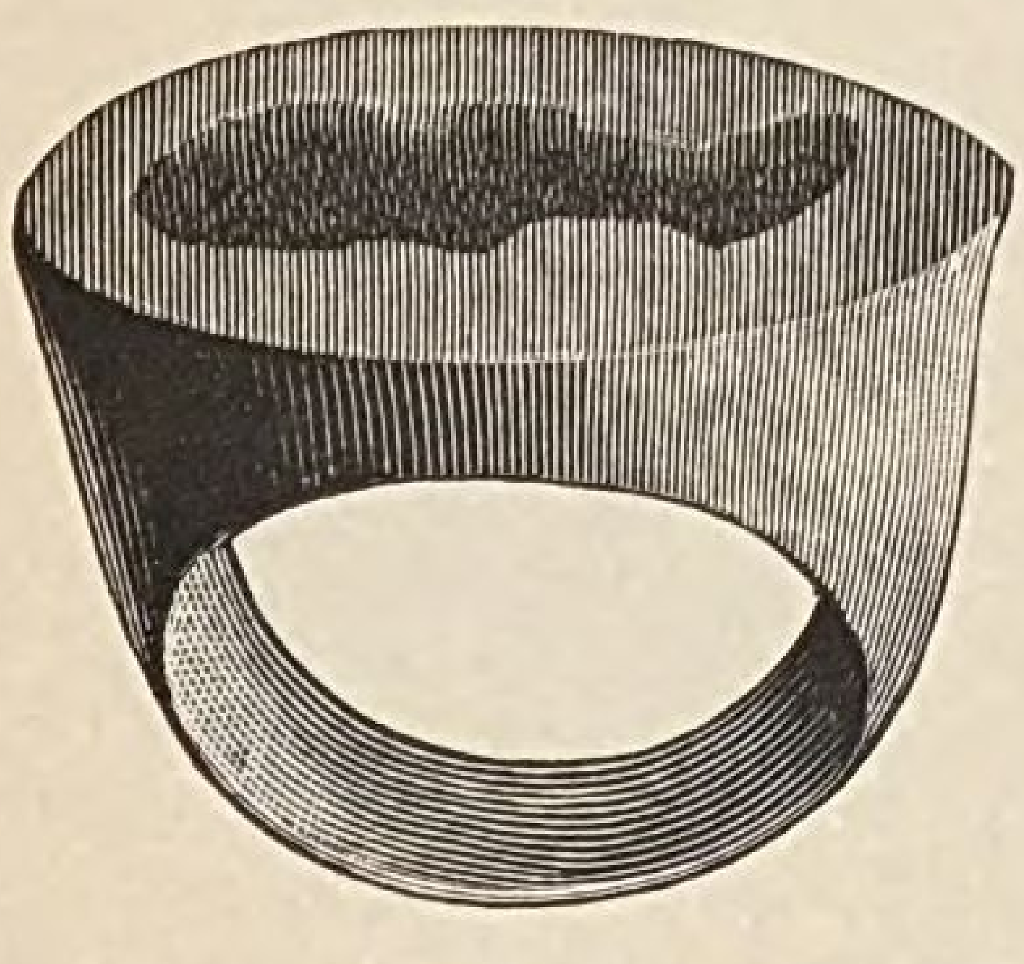
26



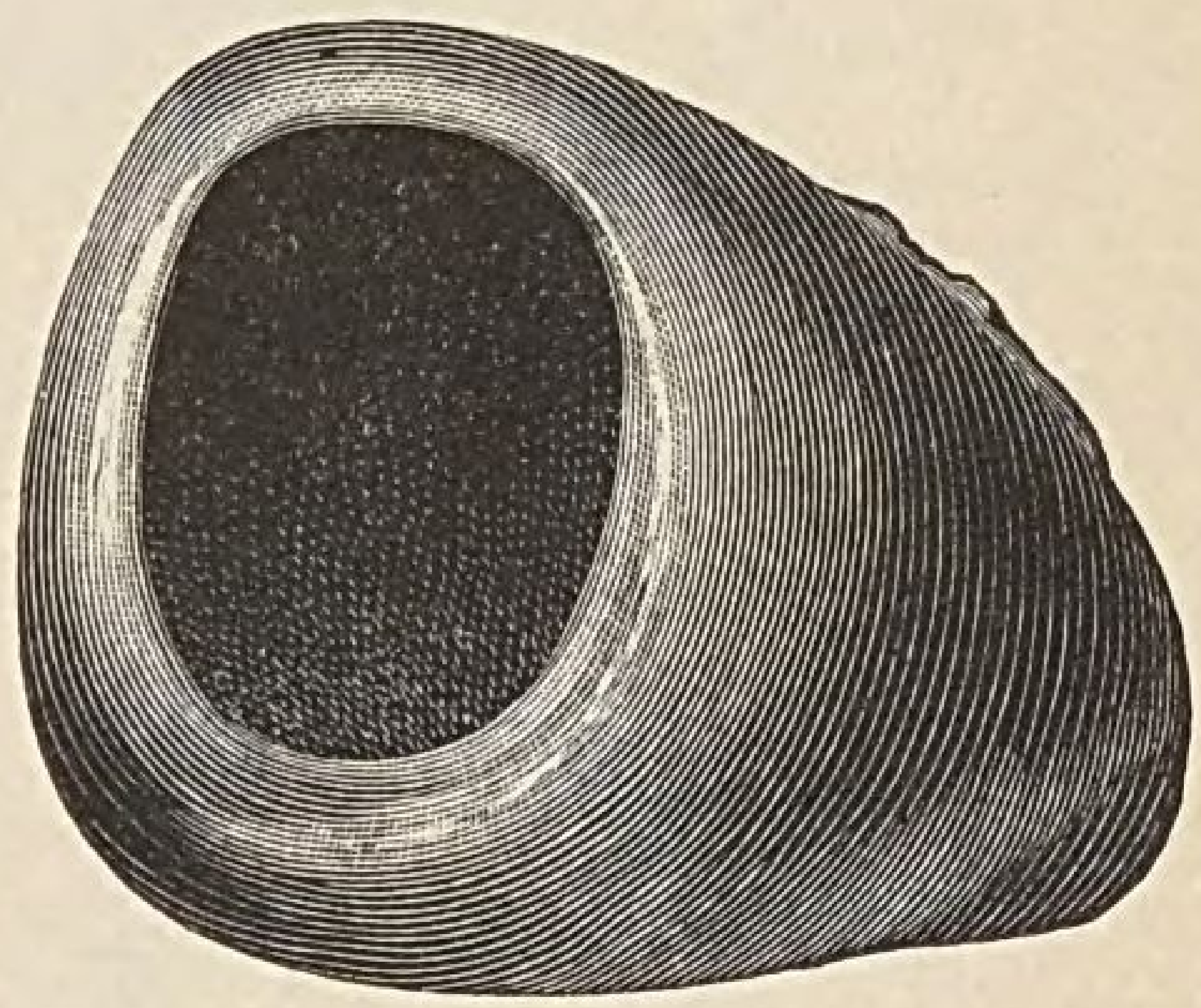
27



29 a



28



29

Römische Ringe.

Seite 12—13.

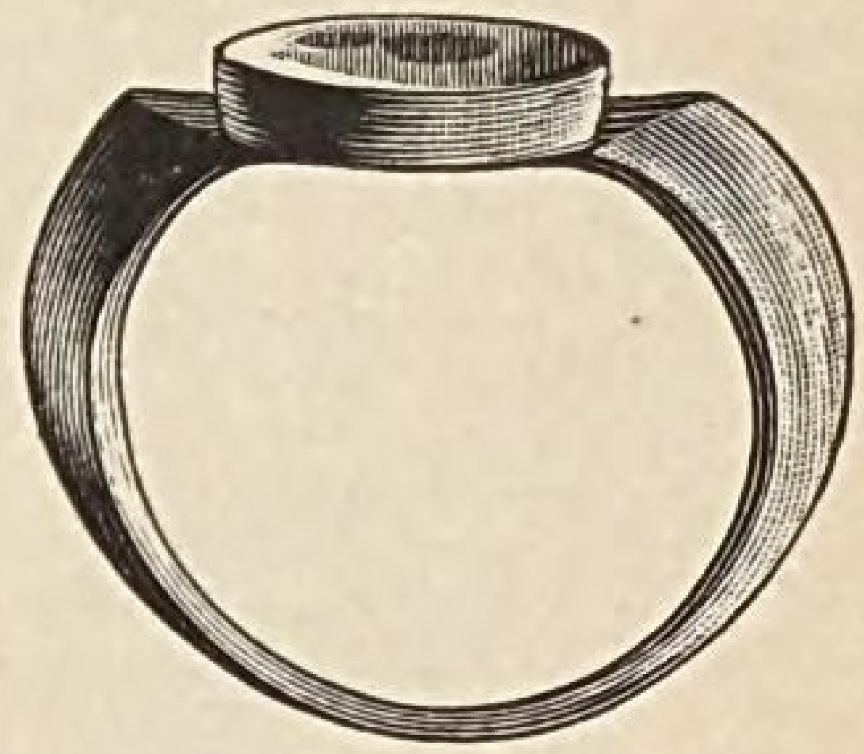
Tafel V.



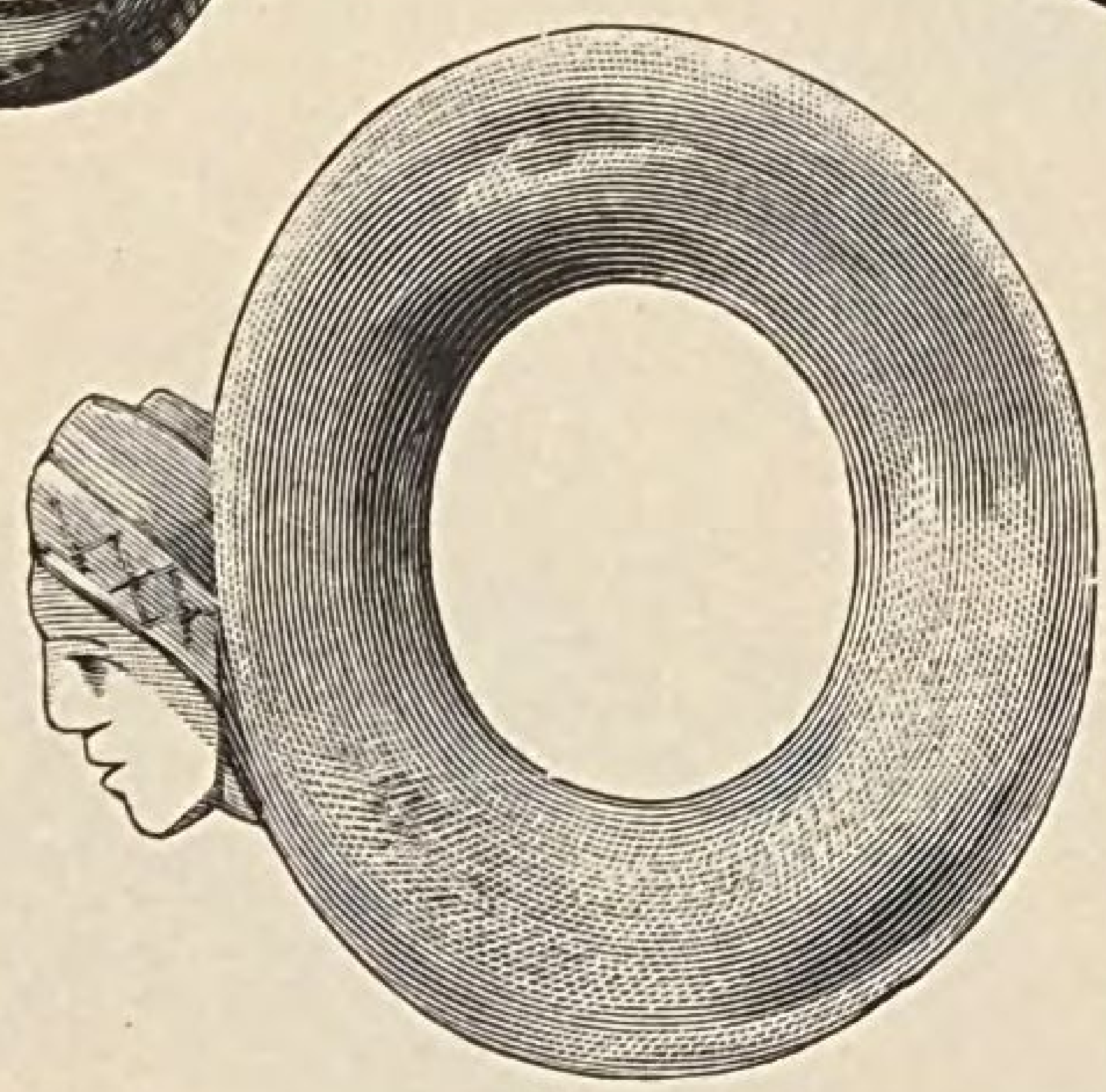
30



32



33



31



35



34



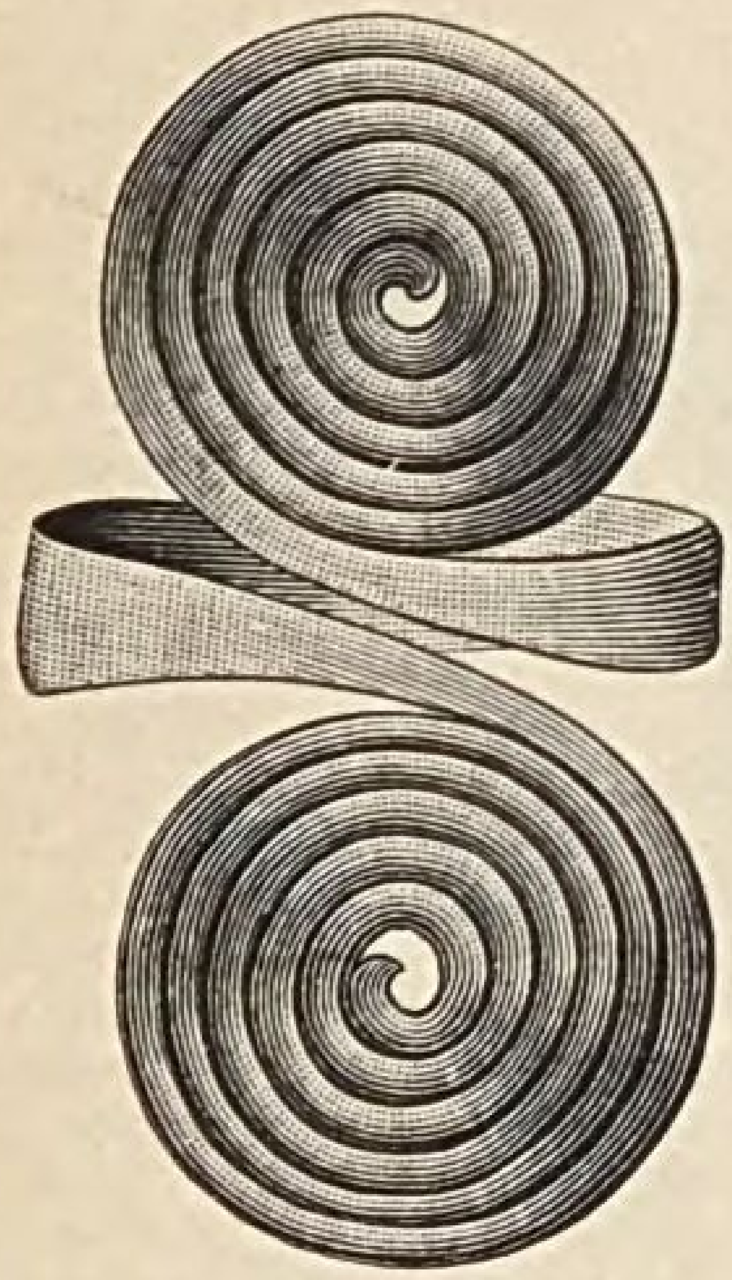
36

Römische Ringe, Fig. 30—35.

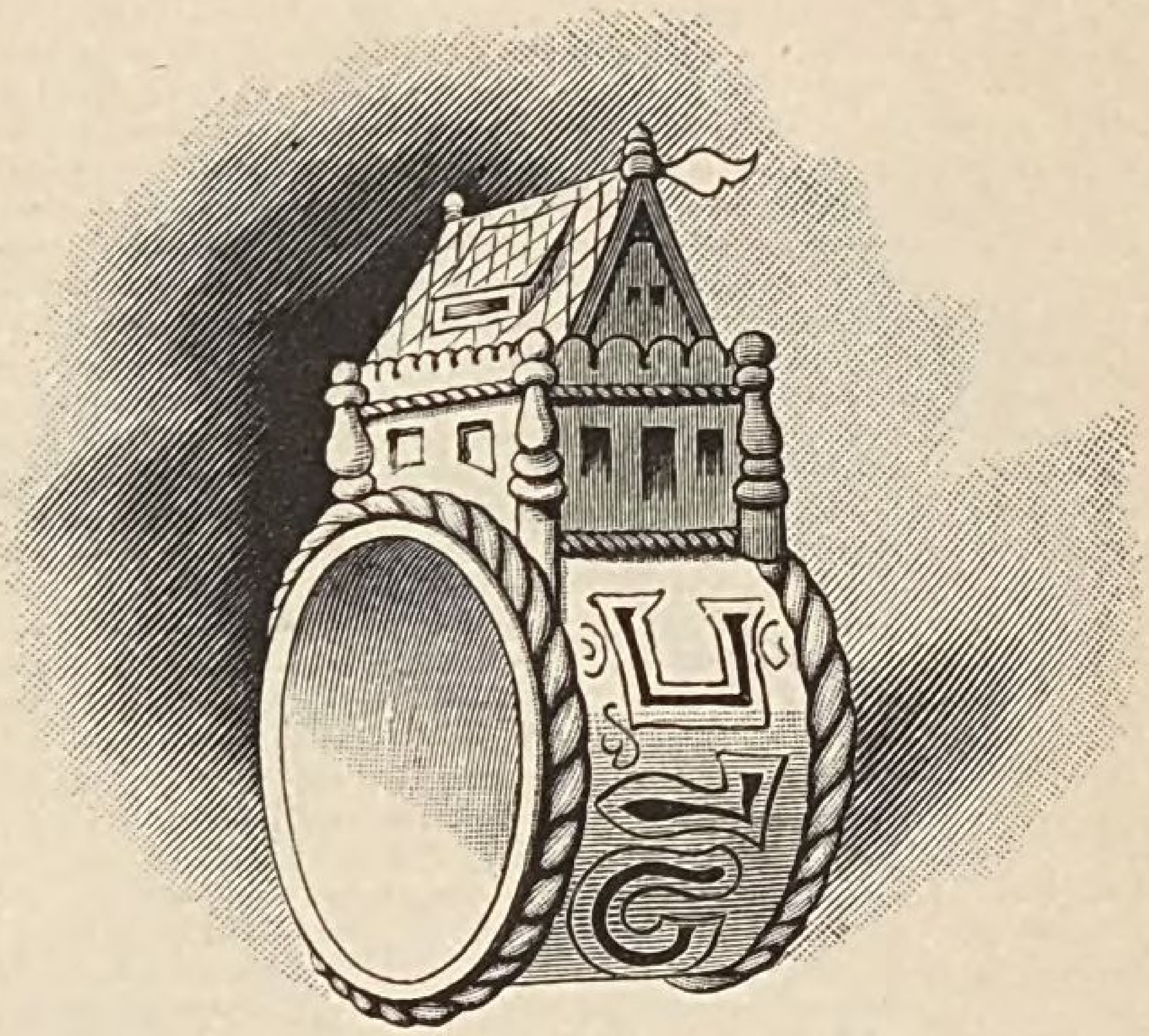
Ring aus Pompeji, Fig. 36.

Seite 13—14.

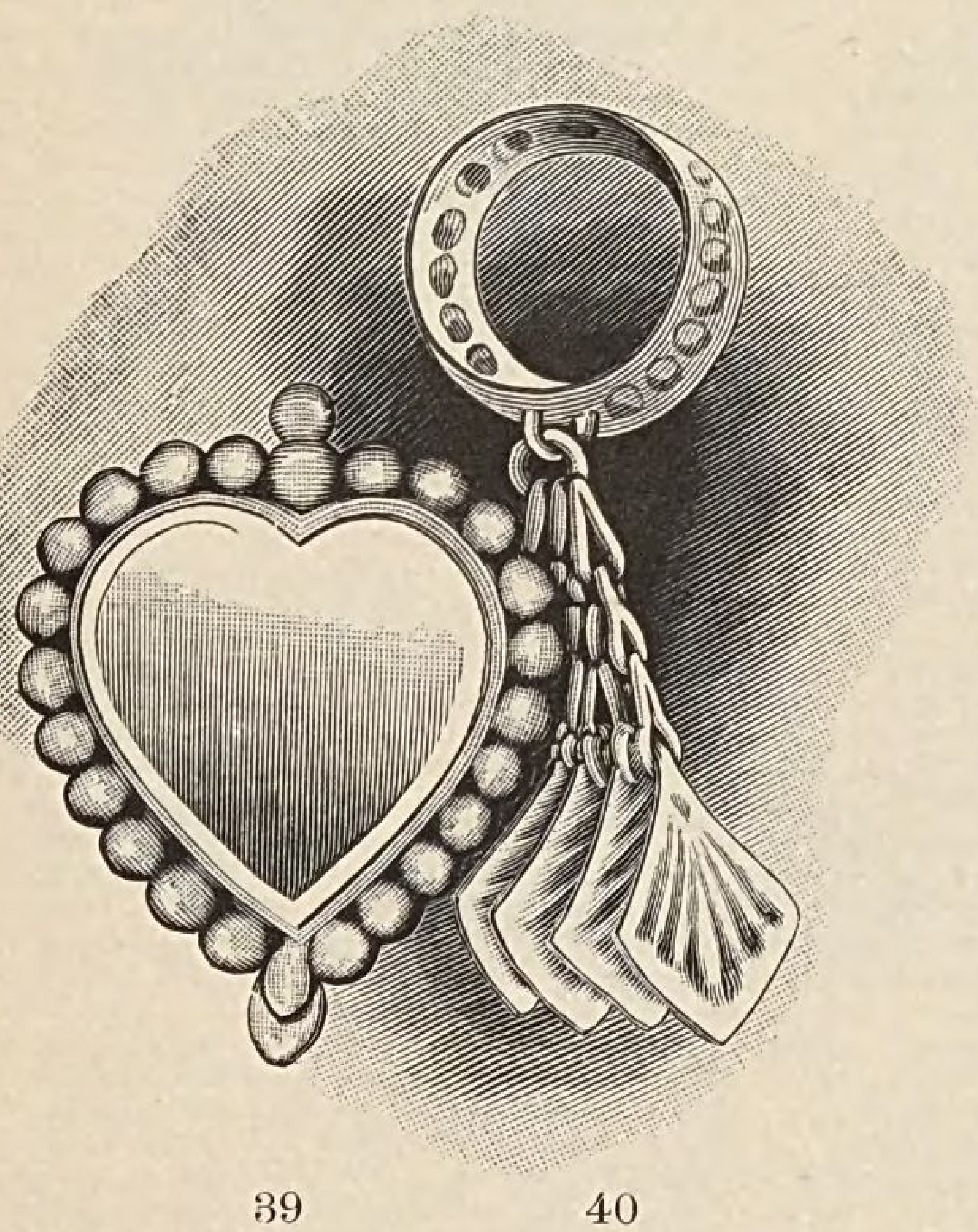
Tafel VI.



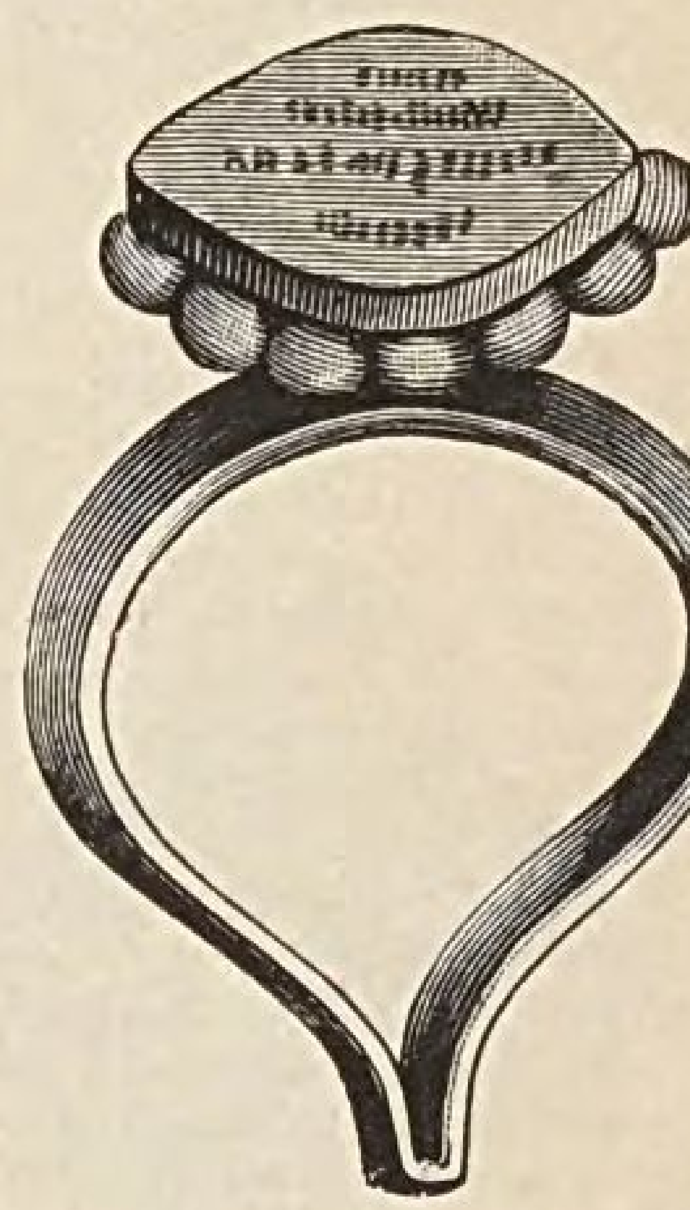
37



38



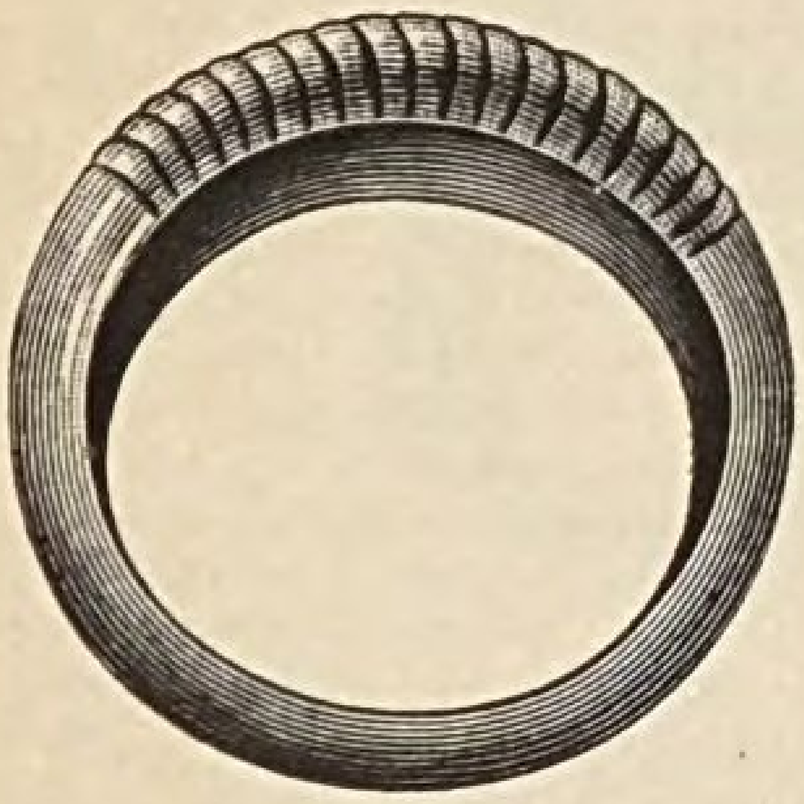
39 40



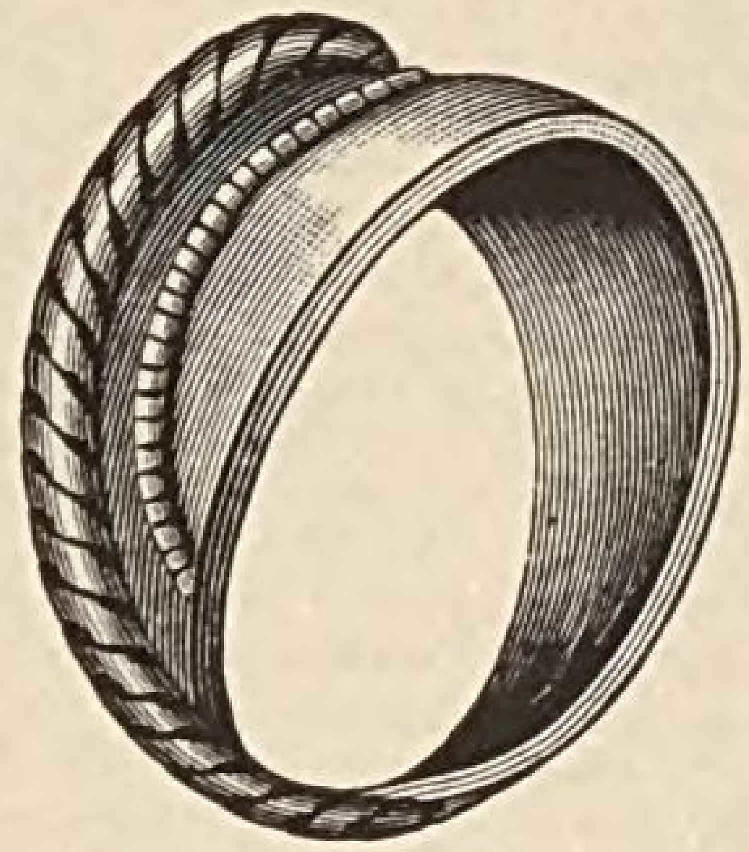
41

Alt-Germanischer Ring, Fig. 37. (Seite 16.)
Jüdischer Trauring, Fig. 38. (Seite 21.)
Indische Ringe, Fig. 39—41. (Seite 19.)

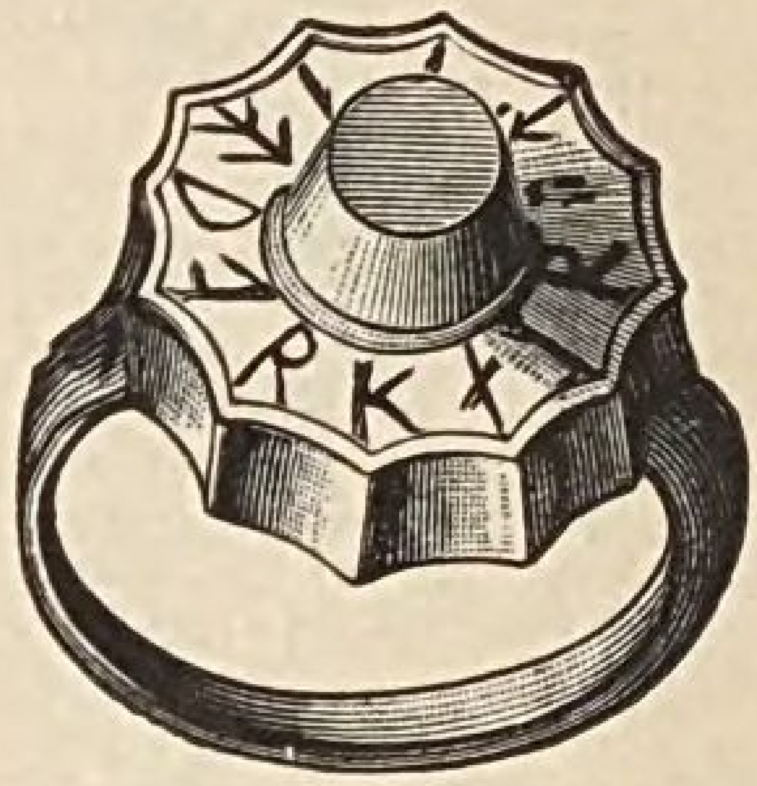
Tafel VII.



42



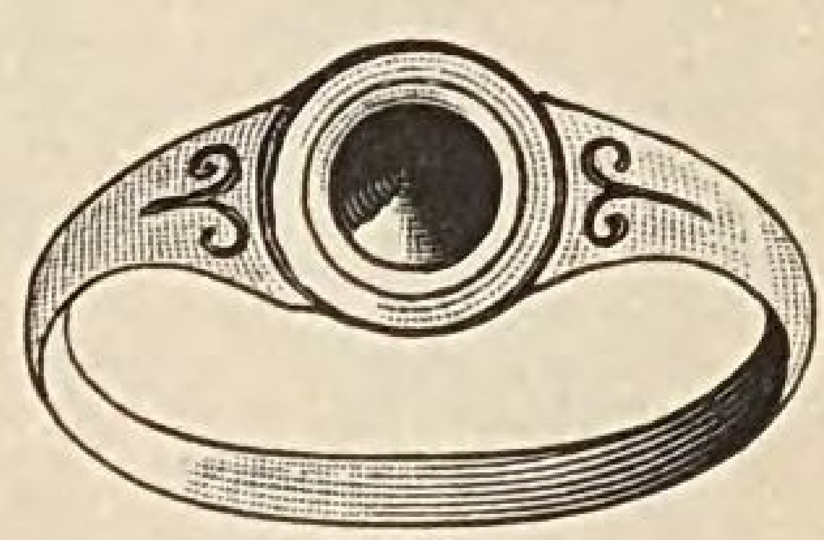
43



44



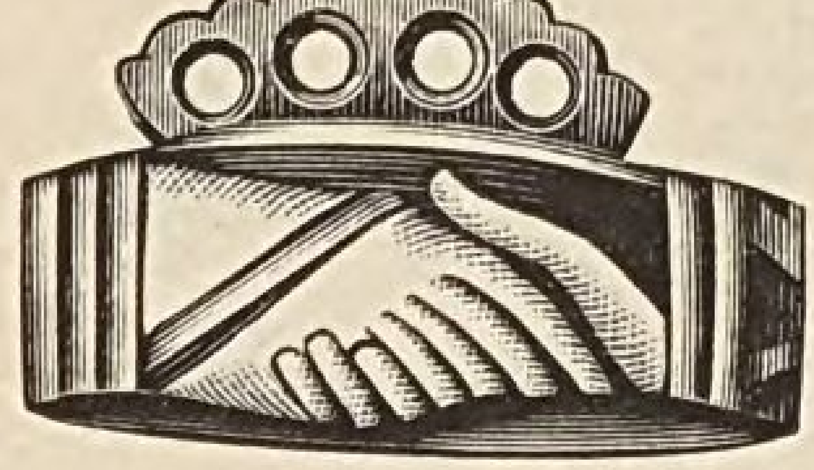
45



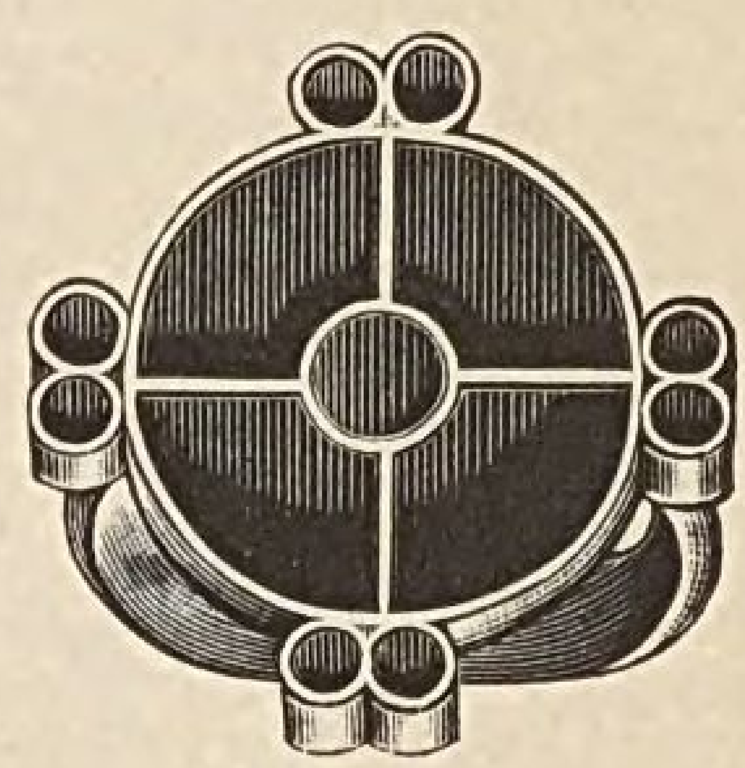
46



47



49



48

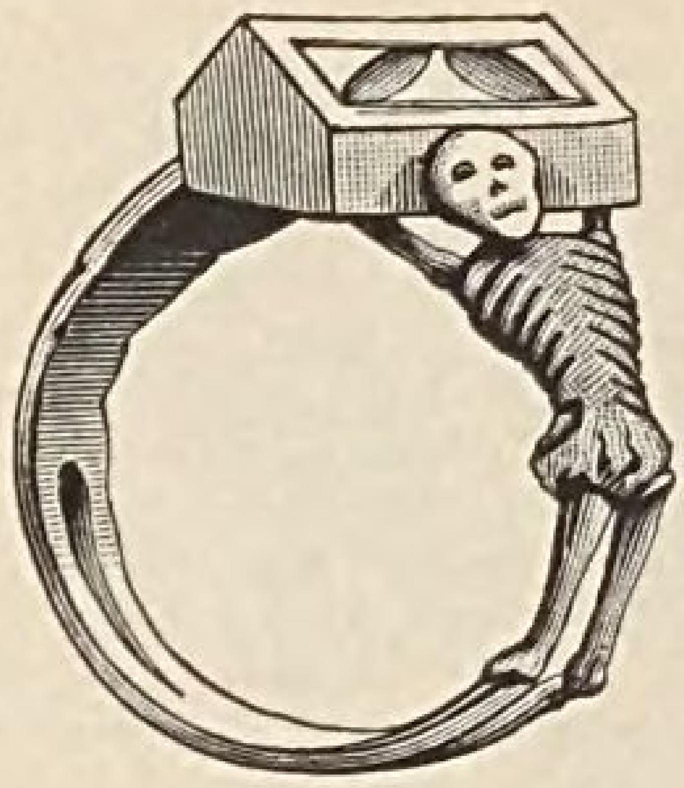
Mittelalterliche Ringe.

Seite 21.

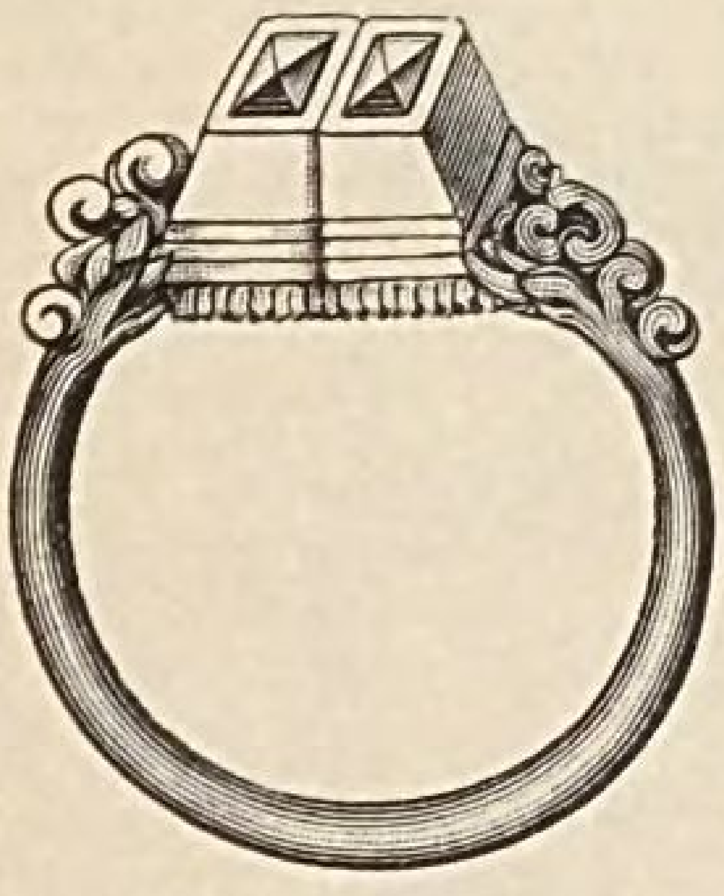
Tafel VIII.



50



51



53



52



54

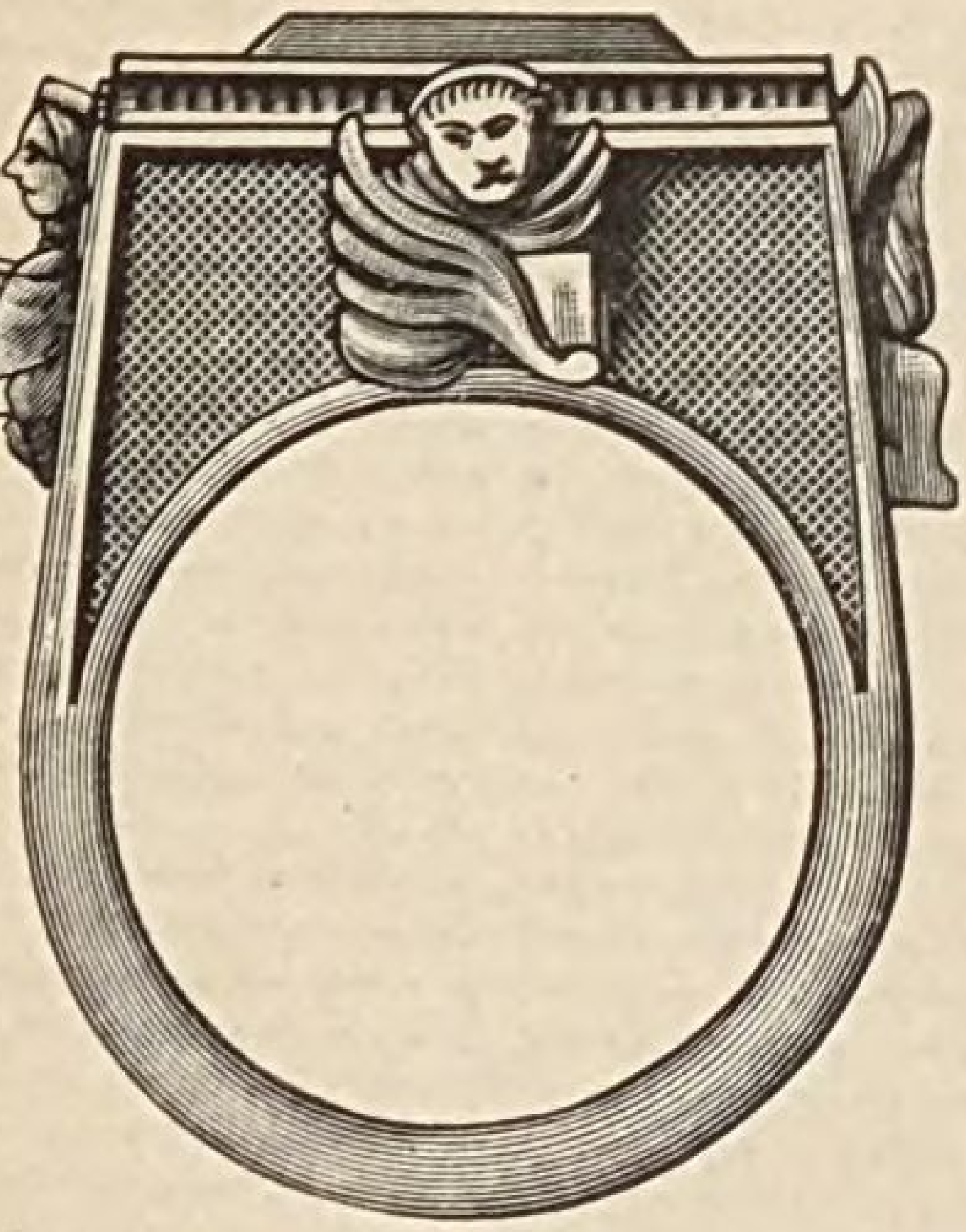


55

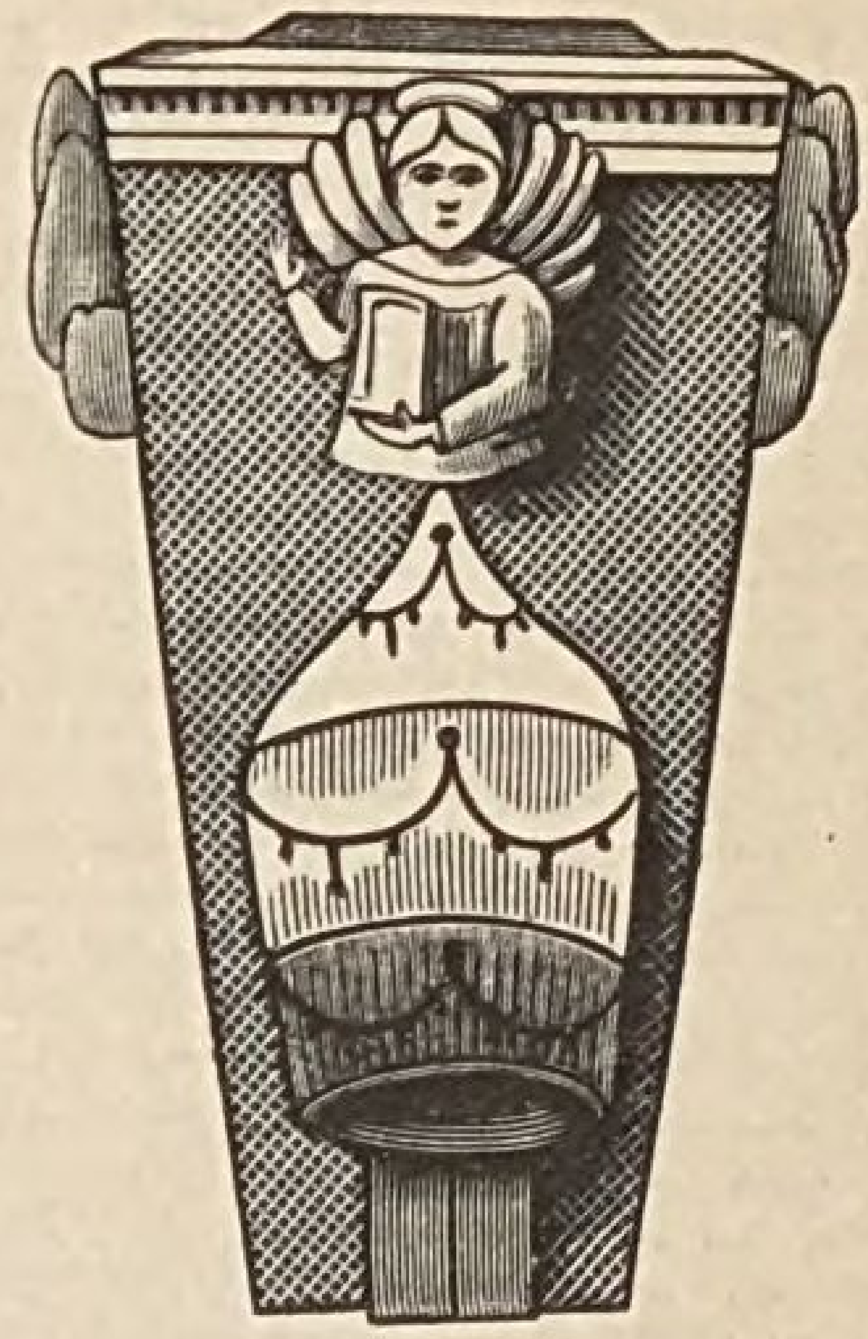
Italienischer Ring. 16. Jahrhundert, Fig. 50.
Ring Karls I. von England, Fig. 51.
Ring Heinrich Darnleys, Fig. 52.
Trauring Luthers, Fig. 53.
Trauring der Katharina von Bora, Fig. 54.
Ring Friedrich des Großen, Fig. 55.

Seite 21—22.

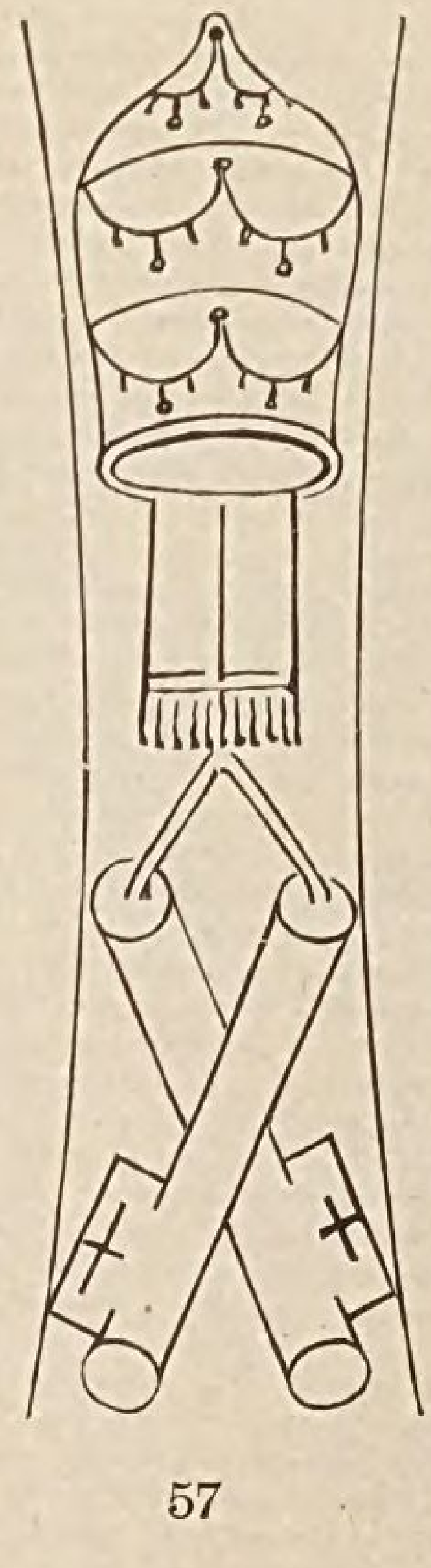
Tafel IX.



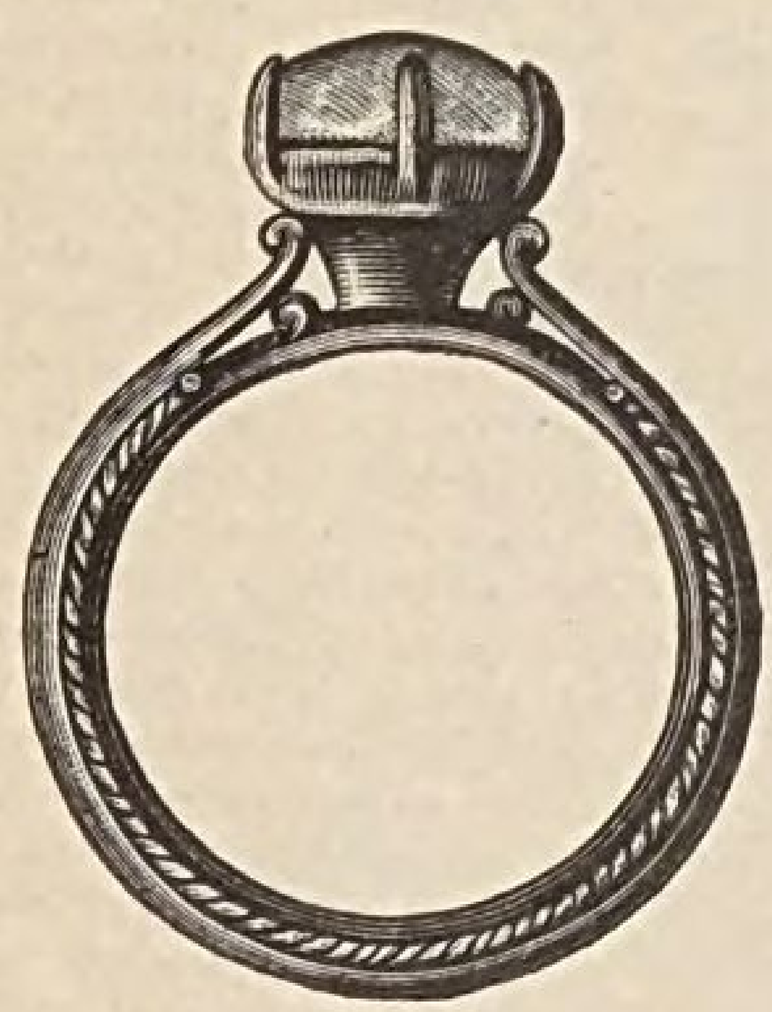
56



58



57



60



59

Ringe kirchlicher Würdenträger.

Ring des hl. Godehard, Fig. 56—58.
Bischofsring des 13. Jahrhunderts, Fig. 59—60.
Seite 25—26.

A. KÖLLNER BUCHBINDEREI LEIPZIG.